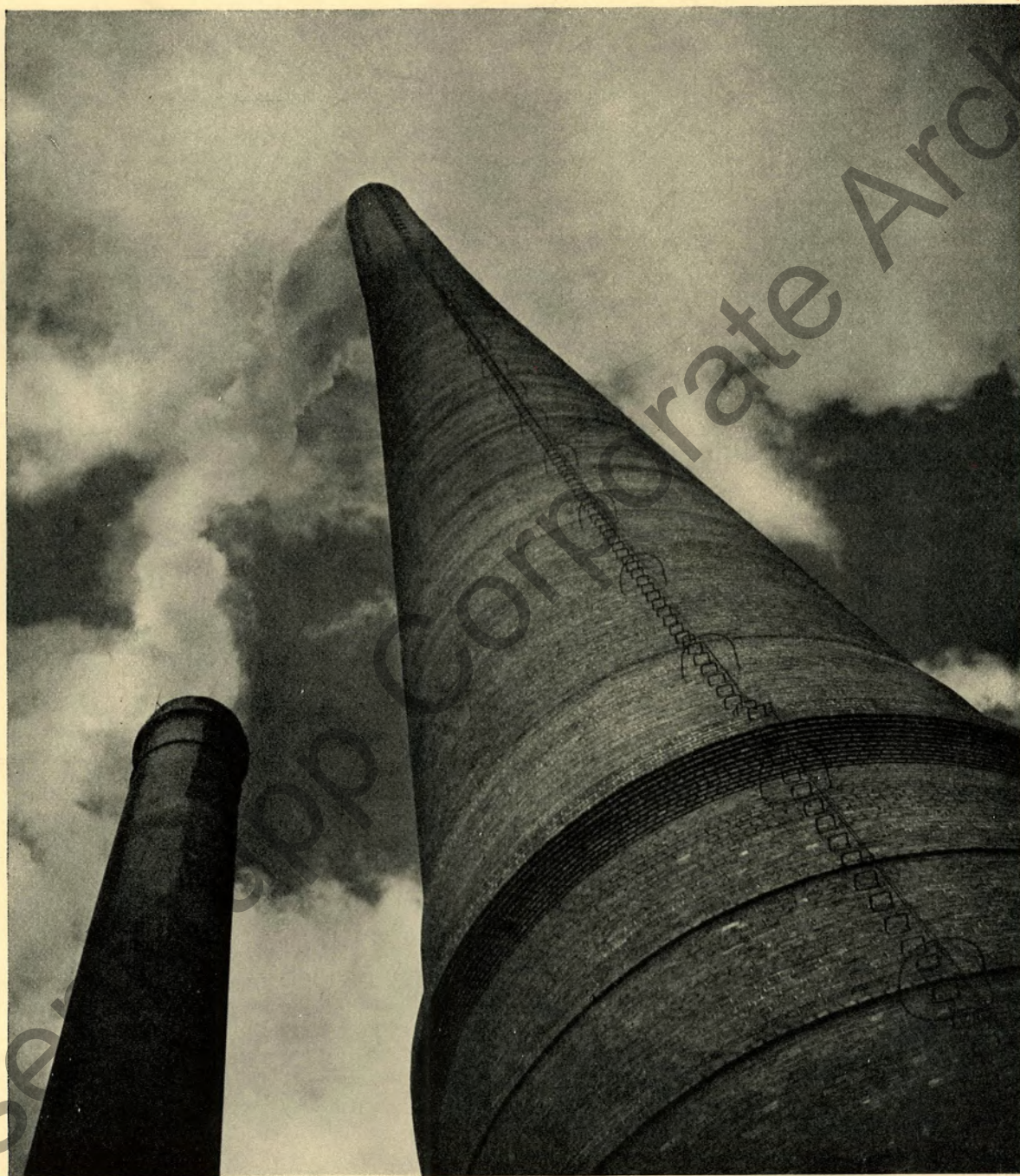


# Das Werk

---



Lichtbild: Gehmke-Winterer - Bochumer Verein.

Werkfrühling 1934.

**Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“**

---

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



April 1934

Heft 4

# Das Werk

Monatschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, April 1934

Heft 4

Gott giebt die  
Ruhe  
aber er beißt sie  
nicht an

Reimar  
2.9. Okt  
1811

Goethe

# Männer, die Geschichte machten.

## I. Wallenstein, Cromwell, Richelieu.

Von Professor Dr. Walther Schneider, Köln.

Wenn uns eine gänzliche Umwälzung der Auffassung vom Staate gleichzeitig Zeitwende bedeutet, dann beginnt die „Neuzeit“ der europäischen Geschichte erst im 17. Jahrhundert. Denn: das Zeitalter der Reformation ist zwar religiös revolutionär, politisch aber noch gänzlich von der jenseitig-theologischen Auffassung erfüllt, die dem Staat nur eine Teilaufgabe in der Gesamtheit des christlichen Sozialorganismus zuweist.

Erst im 17. Jahrhundert haben drei große „Rebellen“ die Lehren des Italieners Machiavelli zu verwirklichen versucht, der den Staat ganz auf festen irdischen Boden gestellt hatte. Der moderne Staatsgedanke, der den Eigenwillen des Staates zur treibenden Macht in der Politik erhebt und die Religion und Rechtsordnung nur als Machtmittel des Staates gelten läßt, beherrscht in verschiedener Abstufung das Wirken Wallensteins, Cromwells und Richelieus.

Von diesen drei Großen, die, abgesehen von Gustav Adolf und dem Großen Kurfürsten, in Wahrheit die „Geschichte des 17. Jahrhunderts gemacht“ haben, lebt Wallenstein, nicht nur in Schillers unsterblicher Dichtung, am stärksten in den Herzen der Nachwelt fort. Und doch ist von seinem Werke nichts geblieben als der Begriff des großen Söldnerführers.

Cromwell wird zwar, nachdem er den König als Tyrannen hat hinrichten lassen, der Diktator und Einiger seines Landes, das er zur ersten Seemacht Europas erhebt, kann aber seinem Werke so wenig Dauer für die Zukunft verleihen, daß sein mit königlichen Ehren in der Westminsterabtei beigesehter Leichnam zwei Jahre später unter dem Galgen verbrannt wird. Richelieu schließlich, der strenge Royalist, behandelt seinen König als Puppe, demütigt aber alle Gegner der königlichen Macht in Frankreich und bereitet durch die bedingungslose Zentralisierung des gesamten politischen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens seines Landes den Absolutismus Ludwigs XIV. vor.

Wallenstein tritt in die Arena der Weltgeschichte als der strengste Vertreter der kaiserlichen Autorität gegenüber den katholischen Kurfürsten und der Liga wie gegenüber den Protestanten, die er als „Rebellen gegen Seine Majestät“ bestraft, ein. Des Kaisers Macht erhebt er über alle deutschen Fürsten. Aber indem er ihn zum absoluten Herrn über Deutschland machen will, behält er sich in diesem neuen Staate die Rolle eines Militärdiktators vor. Er verfolgt im Kriege nur politische Ziele; der Kampf der Konfessionen ist ihm gleichgültig. Seine Religion, der der Glaube fehlt, sucht er in den Sternen; für Cromwell ist sie Propagandamittel und Lebensstütze zugleich, für Richelieu politisches Handwerkszeug. Wallensteins Duldsamkeit entspringt weniger einem sittlichen Gefühl als der Gleichgültigkeit, wie auch die Kraft seines Denkens in sonderbarem Gegensatz zu der Schwäche seines Willens steht.

Zerbrochen ist er schließlich an seiner Unfähigkeit, seine großen Entwürfe, die ihn blindeten, mit rücksichtsloser Energie in die Wirklichkeit umzusetzen. Im fehlte die robuste Kraft, aus eigenem Rechte in dem Augenblicke Rebell zu werden, als er es noch konnte. So versiel er den Intrigen der spanischen Linie des Hauses Habsburg, deren Einfluß in Deutschland er sich mit aller Macht widersetzte.

In ganz anderer Weise ist Cromwell Rebell gegen seinen Monarchen gewesen — aus einer großen Idee heraus. Er ist der erste europäische Staatsmann, der seine Weltanschauung und die auf ihr gegründete Partei rücksichtslos und kompromißlos dem Staate gleichsetzte, der die Absolutheit der

Staatsführung fordert und diese unbedingt an seine Person knüpft. Cromwell geht also weniger vom Staate als von der Religion aus, und zwar von dem strengen und gnadenlosen Glauben der Puritaner, deren Gott ein Gott der Rache ist. Weil Karl I. — im Charakterbild nicht frei von Schuld — seine königliche Würde mit Energie und Tapferkeit gegen die maßlosen Demütigungsversuche Cromwells verteidigt, muß er 1649 das Schafott besteigen. Theoretisch ist für Cromwell das Gewissen Privatmeinung, das Gesetz das öffentliche Bewissen, dem allein der Bürger zu gehorchen hat; praktisch ist dieser Puritaner von einer Unduldsamkeit und Grausamkeit, die für immer ein Flecken auf seinem Bilde bleiben wird. Es liegt eine Tragik in der Art, wie Cromwell in dem Glauben, der Erwählte Gottes zum Besten Englands zu sein, dem er dienen will, zu immer stärkerer Überspizung des Führergedankens getrieben wird, wie er ein Parlament nach dem andern fortjagt, die Armee immer wieder „reinigt“, um schließlich ganz allein zu stehen, „der einzige absolute König, dem England als Sklave gehorcht hat“. Das Leben der englischen Nation, nach außen hin machtvoll zusammengefaßt, nimmt in jenen Jahren den Charakter innerer Unfreiheit und geistiger Gebundenheit an, der später zum einseitigen „Sportismus“ und „Komfortismus“ — um diese schrecklichen, aber treffenden Ausdrücke Combarts zu gebrauchen — führt.

An der Schwierigkeit, daß er das Heer nicht entlassen konnte und doch über ihm eine oberste Autorität erhalten mußte, ist Cromwell in seinem Werke schließlich gescheitert. Der Inhalt seines Lebens aber, die Vereinigung der drei britischen Reiche in und durch den Protestantismus, bleibt dauernd erhalten und wird die Grundlage von Englands späterer Größe.

Trotzdem wird er an Erfolg übertroffen von Richelieu, dem er in der Einseitigkeit und Absolutheit der Zentralisation des Staates verwandt ist. In diesem tritt der Staatsgedanke, unabhängig von Nation und Rasse, am klarsten auf. Wie Cromwell ist er ganz „Realpolitiker“. Er träumt nicht wie Wallenstein in phantastischen Zukunftsplänen, hat, wie Cromwell, als Politiker überhaupt keinen bestimmten, vorgefaßten Standpunkt, sondern weiß nur immer, worauf es in jeder Situation und Sache ankommt.

Sein Ziel ist die Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen und die Vorherrschaft dieses in einem Willen zusammengerissenen Frankreichs über Europa. In allem, was nicht diesem Ziele widerstrebt, ist er geradezu Meister der Prinzipienlosigkeit. Er, der Kirchenfürst, bekämpft die Hugenotten rücksichtslos aus politischen Gründen und vernichtet ihre Macht als „Staat im Staate“ durch die Eroberung La Rochelles, um sie dann mit großartiger Duldsamkeit in ihren religiösen Interessen zu schützen. Ebenso rücksichtslos greift er aber im nationalen Interesse in die katholischen Kirchenrechte ein, sobald diese die zentrifugalen Bestrebungen des Klerus unterstützen. So steht er in religiöser Gleichgültigkeit Wallenstein nahe, Cromwell aber in der fanatischen Überzeugung, die innersten Wünsche und die historischen Aufgaben seines Volkes, dem er mit ganzer Seele angehörte, erfüllen zu müssen.

Dem, der aus der Geschichte lernen will, können gerade in unseren Tagen die Schicksale dieser drei Männer — des genialen, unter den Sternen wandelnden Deutschen, der doch die rechte Stunde versäumt, des oft heuchlerisch wirkenden Briten und des ränkevollen, von keinem anderen als dem nationalen Bewissen beschwerten Franzosen — manches zu denken geben.



Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

# Cromwell.

Neu Auschnitte aus einem Roman\*

von

Mirko Jelusich.

Nachdruck verboten! Alle Rechte: F. W. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Wien.

(Schluß.)

Reiter Serby im Parlament.

Mit Mühe nur vermag sich der Sprecher verständlich zu machen. Von den Bänken der Presbyterianer tobt ein Sturm von Zwischenrufen. Solles, Wortführer wie immer, schreit ununterbrochen: „Landesverräter! Landesverräter!“ in den Saal, unterstützt von Massens und Wallers Rufen:

\* Mirko Jelusich: „Cromwell.“ Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien. 490 Seiten in Ganzleinen RM. 8,—.

„Staatzfeinde! Friedensstörer!“ Heiser bellt Stapleton ein ums andere Mal: „Alle aufhängen!“ in den Tumult.

Von der andern Seite bleibt man die Antwort nicht schuldig: „Betrug an der Armee!“ schrillt die schneidende Stimme Harrisons; „Volksverführer!“ schreit Fleetwood. Und alle überdormert die tiefe, hallende Stimme St. Johns, sein Ruf „Gerechtigkeit!“

Nur zwei Männer außer dem Sprecher bleiben still in

diesem Höllenlärm: der eine ist Skippon, der hilflos dasteht, den unglückseligen Brief, den er eben verlesen hat, noch in der Hand, diesen Brief der acht Reiterregimenter, der den Sturm heraufbeschwor; der andere ist Cromwell, der, die Hände auf dem Rücken, ruhig auf seinem Platze steht, in das Getümmel aufmerksam hineinschaut, fast wie ein Adept in die brodelnde Masse in der Retorte, die er selbst ans Feuer gerückt hat.

Endlich tritt einige Ruhe ein. Der Sprecher erteilt Denzil Holles das Wort.

„Herr Sprecher“, ruft Denzil Holles, und aus seiner breiten Brust dringt seine Stimme wie das Gebrüll eines zornigen Stieres, „wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, muß aus dem eben verlesenen Briefe ersehen, daß höchste Eile und eiserne Tatkraft not tun. Wenn wir das Übel des Aufstands in der Armee nicht jetzt mit Stumpf und Stiel ausrotten, so wächst es uns über den Kopf. Das sehr ehrenwerte Mitglied Philipp Skippon sagt, daß die drei Reiter, die ihm den Brief überreicht haben, im Hause weilen; ich schlage vor, diese drei Reiter vor die Schranken des Parlaments zu laden und einzuvernehmen“.

Die Abstimmung wird sogleich eingeleitet und ergibt zur größten Überraschung der Presbyterianer einstimmige Annahme des Vorschlags. Wenige Minuten später stehen die drei Reiter gegürtet und gespornt, den geraden, breiten Degen an der Seite, vor der Estrade des Sprechers, geben ihre Namen an: William Allen, Edward Serby, Thomas Sheppard.

Cromwell schmunzelt heimlich in sich hinein: die Regimenter hätten sich keine bessern Leute aussuchen können. Zwei von den dreien kennt er persönlich: Thomas Sheppard hat bei Marston-Moor alle Attacken mitgeritten und sich trotz seines sanften Namens durch seinen wilden Mut selbst unter den Eisenseiten ausgezeichnet; William Allen war bei Winceby jener, der Cromwell unter dem getroffenen Pferd hervorhals, war beim Sturm auf Basing-House der erste auf der Sturmleiter; auch Edward Serby sieht nicht aus, als wäre mit ihm gut Rirschen essen.

Der Sprecher, abwechselnd in den Brief hineinschauend, den ihm Skippon übergeben hat, abwechselnd mit seinen klugen, beherrschenden Augen in die der Reiter starrend, eröffnet das Verhör:

„Sie, William Allen, Edward Serby und Thomas Sheppard, gestehen zu und bekennen, daß Sie diesen in meinen Händen befindlichen Brief dem Mitglied des Hauses Philipp Skippon übergeben haben?“

„Ja!“ sagen alle drei wie aus einem Mund. Und Serby fügt überdies betonend hinzu: „Wir haben diesen Brief Generalmajor Skippon übergeben.“

„Generalmajor tut nichts zur Sache“, fertigt ihn der Sprecher Lenthall kurz ab. Fragt weiter: „Der Inhalt des Briefes ist Ihnen bekannt?“ Sein Blick zieht die unbeholfenen Phrasen in knappe Schlagworte zusammen, die sein Mund ausspricht: „Weigerung, unter dem Kommando der Mitglieder Skippon und Massen nach Irland zu gehen, Klagen der Armee über Unterschiebung schlechter Absichten, über feindselige Behandlung durch das Parlament, Ränke gegen Sie und Ihresgleichen, Verlangen nach Garantien Ihrer gerechtfertigten Forderungen?“

„Ja“, antworten die drei wiederum, und abermals fühlt Serby sich zu einem Nachsatz bemüht: „Ich habe den Brief abfassen geholfen.“

„Ist Ihnen weiter bekannt“, fährt Lenthall unbeirrt fort, „daß dieses Haus alle, die solche Petitionen — denn Ihr Brief ist nicht der erste von dieser Art — verfassen, verbreiten und sich zu ihnen bekennen, durch Parlamentsbeschluß zu Feinden des Staates und Störern des öffentlichen Friedens erklärt hat?“

„Herr Sprecher“, antwortet Serby, „dieser Beschluß ging im Parlament zur Zeit der großen Hustenseuche durch, als die Hälfte der Abgeordneten durch Krankheit verhindert war, im Hause zu erscheinen.“

Schallendes Gelächter von den Bänken der Unabhängigen, wütende Rufe von denen der Presbyterianer. Lenthall hebt die Hand, es tritt Ruhe ein.

„Edward Serby“, sagt er streng, „ich fordere Sie auf, nicht unverschämt zu sein und meine Fragen klar und kurz zu beantworten.“

„Sehr wohl, Herr Sprecher“, gibt Serby ungerührt zurück. „Wer hat diesen Brief abgefaßt?“ fragt Lenthall weiter.

„Die Adjutoren von acht Reiterregimentern.“

Lenthall zieht die Augenbrauen hoch.

„Adjutoren? Was ist das?“

„Die Vertrauensmänner der Mannschaft.“ Diesmal ist es Allen, der Antwort gibt. „Sie werden von der Gesamtheit des Regiments gewählt und vertreten es in allen Angelegenheiten.“

„Ein Parlament, so wie Sie es hier sein sollen, meine Herren“, setzt der unerschütterliche Serby hinzu. Abermals Lachen und Zwischenrufe.

„Edward Serby“, wendet sich der Sprecher an ihn, „ich mache Sie aufmerksam, daß es nur ein Parlament in England gibt, und daß es wider die Verfassung ist, ein anderes zu wählen, solange dieses besteht. Und“, setzt er scharf fort, „wenn Sie uns noch eine von Ihren Zügellosigkeitigkeiten hören lassen, so übergebe ich Sie dem Polizeisergeanten.“

Serby schweigt, rückt sich nur mit bezeichnender Gebärde den Gürtel zurecht, an dem der Degen baumelt.

„Sind es auch die — hm — Adjutoren, die dieses Schriftstück unterschrieben haben?“ fährt der Sprecher im Verhör fort.

„Ja“, antwortet Allen kurz.

„So.“ Der Sprecher überlegt die nächste Frage, formt sie:

„Wußten die Offiziere davon?“

Allen zuckt die Achseln.

„Die einen wußten's, die andern wußten's nicht. Zur Mehrzahl haben wir nicht davon gesprochen.“

„Der Brief“, nimmt Sheppard, der bisher schweigsam war, das Wort, „wurde beim Zusammentreffen einiger Regimenter abgefaßt und später von andern bekräftigt.“

„Zusammentreffen einiger Regimenter!“ ruft Holles hitzig.

„Geheime Konventikel! Da hören Sie —“

„Ich bitte das sehr ehrenwerte Mitglied“, schneidet ihm Lenthall das Wort ab, „das Verhör nicht zu unterbrechen. — Sind Sie königlich gesinnt?“ fragt er plötzlich, unerwartet die drei.

Die Frage versetzt die Verhörten in große Erregung. Serby stößt ein „Das müssen wir uns nicht bieten lassen!“ hervor, Sheppard lacht wütend auf und stampft die Spitze der Degen-scheide gegen die Erde, Allen ruft: „Nein, so wahr ein Gott lebt!“ Skippon macht von seinem Platz aus heftig Zeichen.

„Das sehr ehrenwerte Mitglied Philipp Skippon?“ wendet sich der Sprecher in halb fragendem Tone ihm zu.

„Herr Sprecher“, sagt Skippon hastig, „ich kann bestätigen, daß diese drei Männer dem Parlament treu gedient haben, zwei von ihnen seit Kriegsbeginn.“

„Wie erklären Sie dann“, kehrt sich Lenthall wieder den dreien zu, „den Satz in Ihrer Bittschrift: ‚namentlich gewisse Männer anlangend, die nach dem Herrschertum zielen‘?“

Cromwell runzelt die Stirne: wie sollen diese einfachen, ungeschulken Gehirne einen aus dem Zusammenhang gerissenen Satz enträtseln können? Eben will er sich zum Worte melden, um gegen diese Art des Verfahrens Einspruch zu erheben, da nimmt Serby, offenbar der Überlegenste der drei, wieder das Wort:

„Herr Sprecher“, sagt er mit sicherer Höflichkeit, „dieser Brief ist gemeinsame Arbeit der acht Regimenter. Wir sind einfache Vertrauensmänner und können nicht Punkt für Punkt Auskunft geben; aber wenn Sie uns Ihre Fragen schriftlich übergeben wollen, so senden oder bringen wir sie zu diesen Regimentern und kehren mit derer und unserer Antwort zurück.“



Frühlingssonne.

Lichtbild: Anselme-Grady Retzoff.

Gut gesprochen! An dem verlegenen Schweigen des Hauses merkt Cromwell, wie die Antwort sitzt; und noch besser merkt er es, als Lenthall um sich sieht und fragt, ob noch ein Mitglied an die Reiter eine Frage habe und sich niemand meldet.

„Es ist gut“, wendet sich der Sprecher wieder den dreien zu, „Sie können gehen. Aber halten Sie sich dem Hause zur Verfügung.“

Die drei Reiter verbeugen sich steif und linksch und klirren zur Türe hinaus, eine Wolke von stummer Betretenheit hinter sich lassend: das Parlament hat eine unheimliche, fremde Macht gespürt, mit der es sich auseinanderzusetzen hat.

Übermals ist es Holles, der zuerst seine Fassung wiedererlangt. Er meldet sich zum Wort, erhält es, ruft in aufgewühltem, leidenschaftsdurchbebtem Tone:

„Herr Sprecher, Sie und das Haus haben jetzt gehört, wie berechtigt meine Warnungen waren. Ich wiederhole: Wenn wir jetzt nicht durchgreifen und den Geist des Aufruhrs in der Armee ersticken, so ist es zu spät. Darum stelle ich zwei Anträge: erstens, die drei Menschen, deren meuterische Haltung an Hochverrat grenzt, in sichern Gewahrsam zu setzen, damit ihre Spießgesellen sehen, daß das Parlament nicht mit sich spaßen läßt; und zweitens, den Heeresauschuß dieses Hauses aufzufordern, unsere Beschlüsse über die Auflösung überflüssiger Truppenteile auf dem kürzesten Wege in die Tat umzusetzen.“

„Er versteht immer noch nicht, worum es geht“, murmelt Cromwell vor sich hin. „Diese Menschen werden nicht nachgeben, bis die Armee sie bei den Ohren nimmt!“ Niemand hat es gehört außer Cromwells Sitznachbar, Ludlow, der begeistert grinst.

Cromwell sieht es, lächelt leicht.

„Mir scheint“, sagt er, „ich habe laut gedacht?“

Ludlow will antworten, verstummt aber, da sich Fleetwood zum Worte meldet.

„Herr Sprecher“, sagt er in seiner gelassen sarkastischen Weise, die tödlich wirkt, „ich möchte namens meiner Fraktion nur betonen, daß wir gegen eine Festsetzung unserer Kameraden nichts einzuwenden haben, sofern Sie als Haftlokal den besten Gasthof der Stadt auswählen und ihnen guten Sekt vorsetzen. Denn unsere Leute verstehen zu leben und“ — hier wird die ruhige Stimme mit einigemal scharf — „haben eine gute Behandlung verdient: so viel Wein können sie gar nicht trinken, als sie Blut vergossen haben — fürs Parlament.“

Cromwell hebt die Hand.

„Das sehr ehrenwerte Mitglied Oliver Cromwell“, sagt der Sprecher.

„Herr Sprecher“, beginnt Cromwell gelassen, mit einem spöttischen Unterton, „zum ersten der beiden Anträge des sehr ehrenwerten Mitgliedes Denzil Holles hat mein Freund Fleetwood so vortrefflich gesprochen, daß ich seinen Worten nichts hinzuzufügen habe. Lassen Sie mich nur einiges zum zweiten Antrag sagen.“ Er schweigt einige Augenblicke lang, sieht überlegend vor sich hin, hebt dann den Kopf. „Ich stelle zunächst fest, daß die Behauptungen der drei Soldaten, die hier vernommen wurden, richtig sind: das Heer hat Grund, sich benachteiligt zu fühlen, da ihm für seine unmäßigen Blutopfer, von denen Fleetwood sprach, und für seine glänzenden Waffentaten, über die man heute hinweggeht, zwar wiederholt der Dank des Hauses ausgedrückt wurde, sonst aber nichts geschah, um seine berechtigten Wünsche zu erfüllen; wer wie ich es verfolgen konnte, wie Verpflegung und Soldzahlung immer wieder stockten, wer wie ich Augen- und Ohrenzeuge war, wie Komitees, Ausschüsse und einzelne Mitglieder des Hauses immer wieder sich in die inneren Angelegenheiten der Armee einmischten“ — er überhört ein paar zornige Zwischenrufe, spricht unbeirrt weiter — „der muß die Erregung der Leute begreifen, muß es verstehen, daß die Soldaten, mißtrauisch geworden, Sicherungen verlangen von einer Körperschaft, die ihre schuldige Dankbarkeit bisher mit keiner einzigen Tat bewiesen hat.“

Ein Wutschrei. Denzil Holles ist aufgesprungen, mehr denn je wütender Bulle, brüllt:

„Sie gehören auch zu dieser Verschwörerbande! Sie vor allem!“

„Ich bitte den Redner —“ setzt der Sprecher an.

Doch mit einer Handbewegung unterbricht ihn Cromwell.

„Ich gehöre dazu“, sagt er mit ruhiger Würde. „Ich habe es bewiesen von Edgehill bis Basing-House und werde es nie leugnen, denn ich bin stolz darauf. Aber“ — und nun steigert sich seine Stimme — „ich weise die Bezeichnung ‚Verschwörerbande‘ mit allem Nachdruck zurück. Wollte Gott, es hätten alle, die in den beiden Häusern des Parlaments sitzen, der gemeinen Sache so treu gedient wie diese Verschwörer! — Nein, meine Herren“ — entgegen dem Brauch, der verlangt, daß er seine Worte an den Sprecher richte, wendet er sich an das ganze Haus — „die Armee ist keinen Finger breit von ihren Pflichten abgewichen und wird es auch weiterhin nicht tun. Aber die Armee hat das Recht, zu verlangen, daß auch Sie Ihre Pflichten gegen das Gemeinwohl erfüllen. Sie sagen, der Krieg sei zu Ende; das ist richtig und falsch zugleich: richtig, da augenblicklich keine Kampfhandlungen stattfinden; falsch, da sich das Land immer noch in Gärung befindet, da es heute, morgen notwendig werden kann, nochmals ans Schwert zu appellieren. Wenn Ihnen wirklich darum zu tun ist, dem Lande seine Ruhe wiederzugeben, gibt es nur ein Mittel: schaffen Sie einen dauerhaften Frieden, und die Armee wird glücklich sein, ihre Waffen an der Schwelle dieses Hauses niederlegen zu können.“

Wie immer, wenn er spricht, hat er das Haus in seinen Bann gezogen. Kein Laut mehr wurde während, keiner mehr nach seiner Rede hörbar. Holles' Anträge fallen, der rasch nachstoßende Antrag St. Johns, eine neue Kommission unter Leitung Skippons, Cromwells, Iretons und Fleetwoods solle die Beschwerden des Heeres untersuchen und sich um ein Einvernehmen bemühen, wird mit überwältigender Mehrheit angenommen. — — —

Heimgekehrt, findet Cromwell in seinem Arbeitszimmer einen vierschrötigen Menschen mit blatternarbigem, verwegenen Gesicht. Er trägt die Uniform eines Kornetts und verbeugt sich linksch, als der General eintritt.

„Es ist an der Zeit“, sagt ihm Cromwell kurz.

Der Kornett steht, wartet, ob noch etwas folgt. Da der General schweigt, grüßt er plump und stapft aus dem Zimmer.

Schuldig!

Trommeln, Trommeln . . .

Ihr dumpfer Klang scheint von überallher zu kommen: von St.-James-Palast, in dem der verurteilte König seine letzten Stunden verbringt, und von Charing Cross; vom Parlament, das heute tot und verlassen daliegt, und vom weit entfernten Rings Cross; straßenauf, straßenab dröhnt ihr endloses Rasseln, weckt in jeder Brust Schauer über Schauer.

Cromwell tritt ans Fenster, späht durch eine Spalte des gezogenen Vorhangs. Man hat ihn allein gelassen, wie er es befohlen hat, allein mit seinen Gedanken und mit seiner Tat.

Noch einmal, zum letztenmal hat er sich die Frage vorgelegt, ob er recht gehandelt hat, ob dieses Geschehen, das sich vor seinen Augen vollziehen soll, wirklich unbedingte Notwendigkeit ist. Als solche hat er sie vor Freund und Feind vertreten; um so stärker fühlt er nun den Zwang, sich selber nochmals — das letztemal Antwort auf diese Frage zu geben. Noch ist nichts Unwiderrufliches geschehen: eine Wandlung seines Sinnes — und wenige Schritte bringen ihn die Straße hinüber, und wenige Worte schieben die Vollstreckung des Bluturteils auf — vielleicht um sie später ganz aufzuheben.

Gerade ihm gegenüber, an der Mauer des Bankettshauses von Whitehall, erhebt sich das schwarz verhangene Schafott. Man hat es stockhoch aufgeführt, die Füllung eines der

Fenster ausgebrochen, damit der traurige Zug die Straße vermeide. Der gleichfalls schwarz verhangene Block steht bereit, zwei vermummte Männer in Matrosentracht, deren einer sich auf ein mächtiges Beil stützt, warten unbeweglich daneben. Unten aber, hinter dem achtfachen Truppenspalier, stauf sich die Menge.

Sie murmelt nicht, sie murt nicht, sie bewegt sich nicht; so stand sie schon, als Cromwell heimlich zu früher Morgenstunde das versperrte Haus mit dem verhangenen Fenster betrat, so steht sie jetzt noch, so wird sie stehen, bis die Hinrichtung vollzogen ist.

Was wird sie dann tun? Wird sie die Tat ruhig hinnehmen? Dem Generalleutnant sind die Rundgebungen der Teilnahme nicht entgangen, die den ganzen Prozeß des Königs begleiteten: oft und oft meldeten ihm seine allgegenwärtigen Späher, wie immer wieder der Ruf der Armee: „Gerechtigkeit!“ von der Antwort der Masse: „Gott schütze den König!“ übertäubt wurde. Darum auch dieses Aufgebot an Truppen, dieses achtfache Spalier, das genügende Bürgschaft gegen alle Störungen bietet, darum die Bereitschaft der beiden verlässlichsten Eisenreiteregimenter „Jreton“ und „Cromwells Eigenes“, die in geschlossener Formation in Seitenstraßen bereitstehen, um, wenn nötig, gleich einzugreifen.

Werden sie gezwungen sein, es zu tun? Wird die Hinrichtung des Königs seine Anhänger zu einer Tat der Verzweiflung treiben, die, obgleich sinnlos, deshalb doch möglich ist? Wird unnötiges Blut fließen an dem Tage, da kostbares notwendig vergossen werden muß?

Notwendig . . . Dieses Wort führt ihn wieder zu der Frage zurück, die er sich stellte und deren Beantwortung er bis nun hinausgeschob. Wenn er eine Antwort finden will, so muß es jetzt geschehen!

Den andern hat er ja längst Antwort gegeben: Fairfax und Vane, seiner ihn um Milde bestürmenden Gattin, seinen um Gnade flehenden Töchtern; es erübrigt nur noch, daß er sich selbst Antwort erteile, sich und seinem Gewissen, unbeirrt von Rücksicht und Meinung, von Nutzen und Vorteil.

Unwillkürlich sucht eine Hand die andere, sich mit ihr im Gebet zu falten, auf daß er darin Klarheit, Sicherheit erlange; aber die Ruhe, die ihn sonst überkam, wenn er zu den ewigen Mächten flüchtete, findet heute seine Seele nicht; alle Stimmen schweigen in seiner Brust bis auf die eine, die da spricht: Du mußt selber die Antwort finden!

Höchste Eile! hämmert das Herz in Cromwells Brust. Wenn du nicht lebenslang den Stachel des Selbstvorwurfs brennend fühlen willst, dann mußt du jetzt die Antwort finden!

Schuldig . . . Hacker sprach es aus, die übrigen fünfundvierzig sprachen es nach, Cromwell mit ihnen; aber jetzt, in diesem Augenblick, kommt ihm die Begründung des Urteils sinnlos vor. Gewiß, der König war es, der das Kriegsbanner entrollte; aber blieb ihm anderes übrig, nachdem das Parlament die Miliz aufgeboden hatte? Und war alles, was folgte, die Morde, Raubüberfälle, Brandstiftungen, Plünderungen, Zerstörungen, Schädigungen und alles Unheil, wie es das Urteil ausführte, waren sie nicht aus jener einen Wurzel erwachsen? Wer also kann da von Schuld sprechen?

Warum also, fragt lauter die Stimme in seiner Brust, liegest du es so weit kommen? Warum lenktest du nicht ein, solange noch Zeit war? Nur wegen der Doppelzüngigkeit des Königs, der auch du, schlecht beraten von einer schönen, argen Zauberin, erlagst? Cromwell, Cromwell, sieh zu, daß nicht beleidigte Eitelkeit das Mäntelchen gekränkten Rechtes mißbrauche, ihre Rache darunter zu fühlen!

„Es war nicht Eitelkeit!“ stößt er verzweifelt hervor; merkt, daß er in der Erregung laut gesprochen hat, preßt unwillkürlich den rechten Handrücken vor den Mund. Nein, bei Gott, es war nicht Eitelkeit. Einst schon, ehe all das geschah, war dieses Widerstreben in ihm, diese Erkenntnis, daß er mit dem König nichts gemein haben dürfte.

Wann war das nur? Wann sprach er den Gedanken zum erstenmal aus? Indes seine Augen im Fensterrahmen abermals eine Gestalt erscheinen sehen — eine zweite — noch zwei — — es wird Ernst! Gott im Himmel, es wird Ernst!! — rasen die Gedanken in seinem Gehirn. Beschauliches mengt sich mit Erinnerungsfetzen zu einem tollen Reigen, der ihm den Kopf zu sprengen droht.

Er sagte doch —

Der König trägt Schwarz. Warum trägt der König Schwarz? Ach so! — — Er sagte doch zu jemandem — nein, es war kein Freund, aber auch kein Gegner, wenigstens mußte er es damals nicht — — Oberst Hacker — da geht er über das Schafott — seine Sporen klirren — ist es denn so still, daß man durchs geschlossene Fenster seine Sporen klirren hört? — er sagte doch zu jemandem — ein Abend war es, und der Tag war voll Erregung gewesen, er saß im Sattel und war todmüde, aber er spürte es vor lauter Erregung nicht — — Der König spricht zu einem Geistlichen, Doktor Juron ist es mit seinem ewig blassen Gesicht — heute, heute hat er Grund blaß zu sein — — Wo war das nur! Wo — war — —

Marston-Moor! Die Szene steht lebendig vor seinen Augen: er vor der Front seiner Eisenreiter, ihm gegenüber Manchester und Crawford. Ihm ist, als halle aus den Zeiten seine Stimme, seine eigene Stimme zu ihm herüber, die da spricht: „Für uns gibt es nicht mehr Verständigung, für uns heißt es nicht mehr König und Volk, wir kennen nur noch die Entscheidung, und die lautet: König oder Volk!“

Wer ist der zweite Offizier, der auf dem Schafott steht? Ah, Thomlinson. Richtig, ihm war die Bewachung des Verurteilten anvertraut. Nun Cromwell die Erinnerung zurückgekehrt ist, löst sich auch der Herzensabbat in seinem Hirn: er kann beobachten und überlegen, seine Aufmerksamkeit nach außen lenken, nach innen vereinigen.

König oder Volk! Das war die Lösung. Der Eine gegen die Vielen. Gewiß, auch die Vielen konnten sich in Einen verdichten, Einer konnte ihr Kopf, ihr Herz, ihr Mund, ihr Arm werden; aber darauf eben kam es an, daß er einer von ihnen blieb, die Kristallisation der formlosen Strebungen und Gelüste der Masse; daß Niedriges, Schlackenhaftes, Falsches von ihm abfiel, daß er die ewige Wahrheit verkörperte, die im Volke war. —

Der König istorgetreten, läßt den Mantel von den Schultern niedergleiten, in Jurons Hände, die das Kleidungsstück auffangen; die feinen, weißen Finger Karls nesteln am schneeweißen Kragen des Hemdes, öffnen ihn, schlagen ihn zurück, den langen weißen Hals entblößend. Karl wendet den Kopf nach dem Mann mit dem Beil, spricht zu ihm. Der tritt hinzu, horcht, nickt.

Die ewige Wahrheit, die im Volke war; die ewige Idee des gemeinsamen Lebens, das sich über das Einzelwesen hinaus zu einer höheren Lebensform verband, zu einem sittlichen Gedanken, der letzter Zweck war. Und dieser Wahrheit gegenüber der ewige Irrtum, das Einzelwesen als Selbstzweck, das sich weigerte, sich einzufügen, dem die andern nichts waren wie das Mittel, die eigene Glorie noch höher zu heben!

Nein, für diesen Irrtum war kein Platz! — Der König reicht Juron die Hand, der küßt sie. — Nein, dieser Irrtum mußte verschwinden! — Der König tritt zum Block, kniet auf das Rissen nieder. — Nein, wer sich diesem Irrtum verschrieb, der verging sich gegen Gottes Gesetz — der König legt das Haupt auf den Block — und wer sich gegen Gottes Gesetz verging, der war des Todes —

„Schuldig!“ schreit Cromwell auf.

Krachend schlägt das Beil nieder.

Die Würfel fallen.

Die Endphasen der Debatte wickeln sich eintönig und uninteressant ab. Harrison, St. John und Fleetwood haben

ihren Widerstand scheinbar aufgegeben, man kümmert sich nicht weiter um sie; man kümmert sich auch nicht um den unterseßten Mann mit wirren, grauen Haaren und glühenden Augen, der degenklirrend eintritt und sich auf seinen Platz begibt; man ist im Begriffe, über Oliver Cromwell zur Tagesordnung überzugehen: das Schwert hat seine Pflicht erfüllt, nun mag es in seiner Scheide rasten — und rosten. Es ist nur gut, wenn die Herren von der Armee rechtzeitig lernen, wer der eigentliche Herrscher im Lande ist.

Sinistern, verschlossenen Gesichts hört der Lordgeneral dem Redner zu, der die Endergebnisse der Debatte in wohlgefeßte, unendlich langweilige Thesen zusammenfaßt. Der Schleier seiner Wimpern senkt sich halb über die glösenden Augen, das straffe Gesicht wird entspannt und müde. Fast sieht er aus wie ein schläfriger Löwe, der durch die Bitterstäbe seines Käfigs auf die Menschen draußen hinausblinzelt und von vergangenen Jägertagen träumt.

Nur einmal wird er für einen Augenblick wach: das ist, als General Lambert eintritt, nach kurzem Umherblicken auf Harrison zugeht und diesem etwas ins Ohr flüstert. Harrison steht überrascht auf, zieht überlegend die Unterlippe durch die Zähne, erhebt sich, geht zu Cromwell hinüber, gibt die Botschaft Lamberts weiter. Cromwell lauscht, nickt, Harrison schleicht wieder auf seinen Platz zurück, ein kagenhaftes Federn in den Gelenken.

Der Redner schließt, setzt sich, ein anderer steht auf, beantragt kurz Schluß der Debatte und Abstimmung über den Verfassungsentwurf. Der Sprecher schickt sich an, gemäß diesem Antrag vorzugehen.

Da erhebt sich auf einmal Cromwell. Alle müde Schläfrigkeit ist von ihm abgefallen, unverschieblich brennen seine Augen in den Saal.

„Das Mitglied für Cambridge hat das Wort“, sagt der Sprecher, resigniert wieder in seinen prunkvollen Lehnstuhl zurücksinkend.

„Herr Sprecher“, beginnt Cromwell, „die Pflicht und Aufgabe einer Volksvertretung ist es, um dieses Volkes Wohlfahrt bemüht zu sein, ihr alle Sorge und alle Kraft zu widmen. Hier in diesem Saal zu sitzen ist kein erhöhtes Recht, sondern eine erhöhte Pflicht. Die Versammlung der Abgeordneten hat der Nation ein leuchtendes Beispiel zu geben der Pflichterfüllung, der Selbstlosigkeit, der Gerechtigkeit.“ Er schweigt einige Augenblicke lang, sieht, wie er es bei seinen öffentlichen Reden zu tun pflegt, vor sich hin, wie um seine Gedanken zu sammeln; hebt dann mit einem Ruck den Kopf, daß die schütterere, graue Mähne von der löwenhaften Stirn zurückweht, fährt mit einer dumpf grollenden Stimme fort: „Wenn wir nun dieses Parlament ansehen, so müssen wir uns fragen: Hat es nach seiner Pflicht getan? War es allem Volke ein leuchtendes Vorbild? Ist es eine wahre Vertretung des Volkes, eine Versammlung, auf die der Erdkreis nur mit Ehrfurcht hinzublicken vermag? Und wir müssen antworten: Nein, das ist es nicht! Wir haben beobachten müssen, wie eben jene Fehler, die zu-

allererst hätten vermieden werden sollen, sich in dieses Haus eingeschlichen, wie Ungerechtigkeit, Pflichtvergessenheit, Eigennuß hier Triumphe gefeiert haben, die dem Zuschauer die Schamröte ins Gesicht treiben.“ Immer lauter wird die grollende Stimme, überläßt müheelos die wachsende Unruhe, die sich des Hauses bemächtigt, das Murren, das von da und dort ertönt. „Ja“, ruft er, „das sind die Eigenschaften, die dieses Haus, die stolzeste Volksvertretung seit dem Senat Roms, zieren! Das sind“ — sein Hohn schlägt in Empörung um — „die Laster, die dem Angesicht dieses Hauses ein Schandmal aufdrücken, das Jahrhunderte nicht werden abwaschen können.“ Er überschreitet den zornig aufbrausenden Lärm, den Hagel von Zwischenrufen, der auf ihn einprasselt. „Das muß diesem Hause endlich einmal gesagt, dieser Spiegel muß dem Parlament vorgehalten werden, auf daß es sich erkenne und in sich gehe!“

Er schöpft tief Atem, starrt mit gebleckten Zähnen, nun ganz ein gereiztes Raubtier, in das lebende Haus.

Einer der Abgeordneten steht mit einemmal vor ihm: Peter Wentworth; sein Gesicht ist verzerrt, seine Säuste sind geballt.

„Diese Sprache dem Parlament gegenüber!“ kreischt er. „Unerhört! Und noch dazu von einem Diener, dem wir unser ganzes Vertrauen geschenkt, den wir so hoch geehrt haben, den —“

Eine Handbewegung streift den Schreier weg wie ein lästiges Insekt. Cromwell brüllt auf, als habe es nur des bedeutungslosen Schwäfers bedurft, um seine Geduld ganz zu zerreißen.

„Schluß!“ donnert er jetzt. „Schluß! Genug davon! Ich will euerem Geschwätz ein Ende machen!“ Er stürmt von seinem Platze vor, bis zum freien Raum in der Mitte des Hauses, stülpt den Hut auf, den er zu Beginn seiner Rede abgenommen hatte, stampft den Boden. „Ihr habt

hier nichts mehr zu suchen! Ihr seid zu lange hier gewesen! Ihr sollt bessern Leuten Platz machen!“ Die Wut erstickt seine Stimme; er fährt herum, sein Blick sprüht über Harrison, eine kurze, schroffe Geste: „Führt sie herein!“

Harrison eilt hinaus. Eine kurze, bange Pause, die dennoch Stunden zu dauern scheint, dann draußen taktmäßige Schritte, die Türe fliegt auf, und nun stampft es herein: dreißig Musketeiere in voller Ausrüstung, das Gewehr schußbereit, grimme Mienen, funkelnde Augen.

Schweigend dringen sie in den schweigenden Saal, füllen den freien Raum, stellen sich in zwei Reihen auf. Keinen Blick werfen sie auf die Abgeordneten: Alle halten sie die Augen auf den Lordgeneral gerichtet, seiner Befehle wartend und bereit, sie unverzüglich zu erfüllen.

„Ihr nennt euch ein Parlament?“ gelst Cromwells Stimme über die Sitzbänke hinweg. „Ihr seid kein Parlament! Ich sage, ihr seid kein Parlament!“ Ihr seid — sein Blick schlägt dem Abgeordneten Chaloner wie ein Faustschlag ins Gesicht — „Säufer, ihr seid“ — sein Blick fegt weiter zu Marten und Wentworth — „Surenjäger, Verächter des Willens Gottes,

### Worte Friedrichs des Großen.

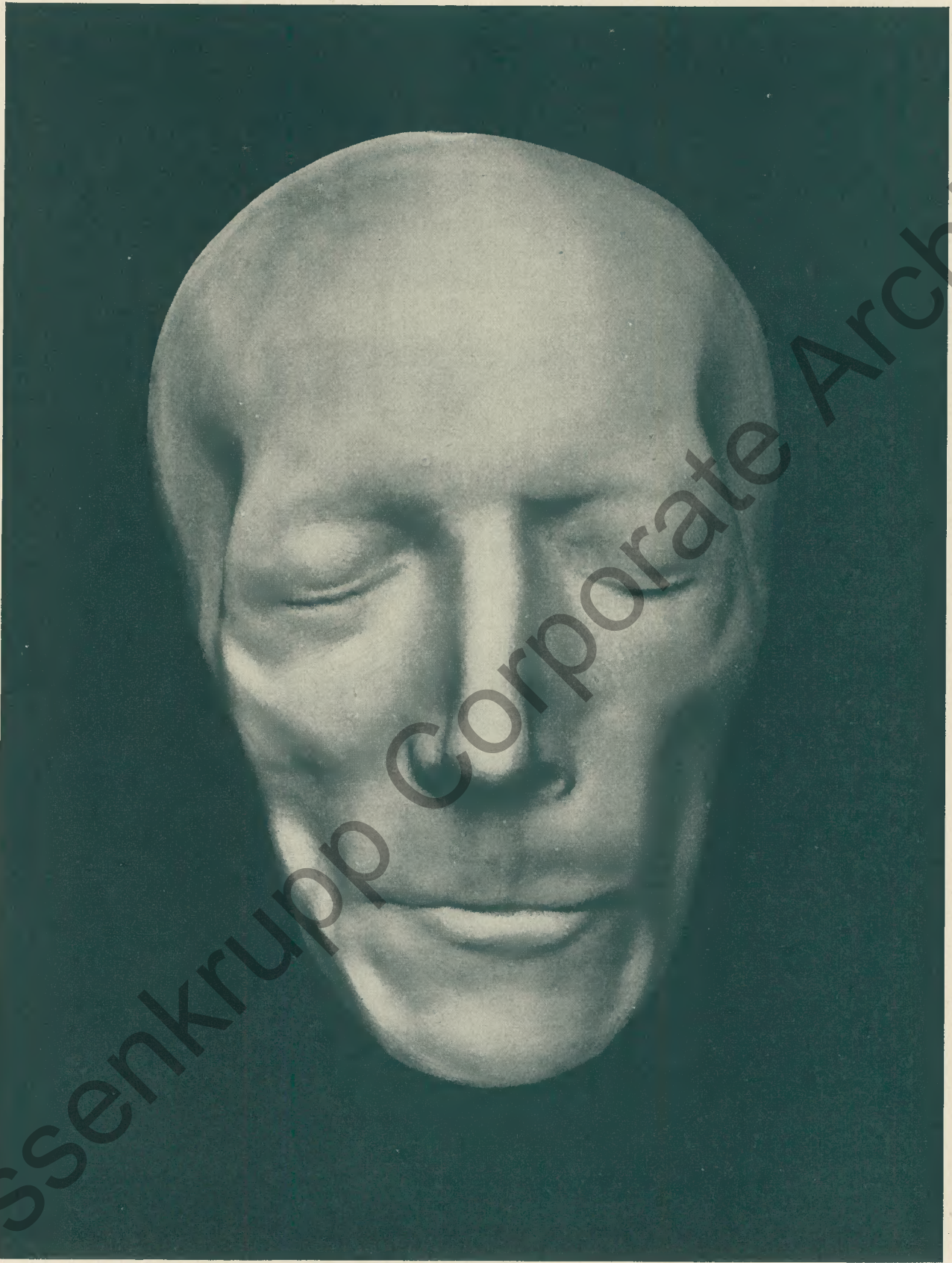
*Unter hundert Leuten, die zu denken glauben, denkt kaum einer durch sich selbst. Die übrigen haben zwei oder drei Ideen, die in ihrem Hirn sich drehen, ohne sich zu ändern oder neue Formen zu gewinnen; der hundertste denkt vielleicht etwas, das schon einer vor ihm gedacht hat; doch sein Genie, seine Einbildungskraft ist nicht schöpferisch.*

*Dieser schöpferische Geist ist es aber, der die Ideen zu befruchten weiß, der den Zusammenhang der Dinge erfaßt, die der unachtsame Mensch kaum bemerkt, und diese Kraft der gesunden Vernunft ist, nach meiner Ansicht, der wesentlichste Teil des Mannes von Genie.*

An Voltaire. 9. 8. 1739.

*Der Tod macht allen Menschen ein Ende; glücklich diejenigen, die mit der tröstlichen Überzeugung sterben, daß sie die Tränen der Überlebenden verdienen.*

Lobschrift auf den Prinzen Heinrich (Neffen des Königs), vorgelesen in der Akad. d. Wissenschaften. 30. 12. 1767.



Totenmaske Friedrichs des Großen.

„Sklaven eurer niedrigen Gelüste und der Eingebungen des Teufels, ihr seid“ — seine Augen brennen über Whitlocke hin — „Diener der Verderbnis und der Ungerechtigkeit, ein Abscheu vor dem Angesicht des Herrn! Wie könntet ihr die Vertreter von Gottes Volk sein?! Fort! sag' ich. Und Schluß mit euch! Im Namen Gottes — fort!“

In starrem Entsetzen hat das Haus dem Einmarsch der Musketiere zugehört, der Rede Cromwells zugehört. So betäubt sind alle, daß sie gar nicht an Widerstand, selbst nicht an Einspruch denken, daß sie unter der Peitsche dieses Befehls, kaum daß der eine, der andere von Cromwells Begleitern mahnend ihre Schulter berührte, ihre Plätze verlassen, wortlos, lautlos zur Tür hinausgleichen.

Bane — Henry Bane ist der einzige, der ein Wort findet. Schon fast an der Türe, kehrt er sich um, ruft Cromwell zu: „Das war nicht recht getan, Cromwell! Das war wider Treu und Glauben!“

Ein wildes Lachen schlägt ihm entgegen.

„Oh, Sir Henry Bane!“ schreit Cromwell in wütendem Hohn. „Bewahre mich Gott vor Sir Henry Bane!“ Er fährt herum, sein Blick fällt auf den Sprecher, der hochauferichtet, mit gekreuzten Armen vor seinem Lehnstuhle steht. „Und Sie?“ ruft er. „Wie lange wollen Sie noch warten?“

„Solange das Zepter des Parlaments auf jenem Tische liegt“, antwortet der Sprecher durch die Zähne, „dauert die Sitzung des Parlaments fort, und keine Gewalt der Welt vermag sie zu unterbrechen.“

Ein verächtlicher, schiefer Blick streift das goldfunkelnde Symbol parlamentarischer Selbstherrschaft.

„Das Zepter des Parlaments!“ spottet Cromwell; winkt einem der Offiziere, deutet auf das Zepter hin: „Nehmen Sie das Spielzeug weg!“ Und als der Offizier gehorcht hat, wieder zum Sprecher: „Und nun fort mit Ihnen!“

„Ich weiche nur der Gewalt“, stößt der Sprecher verbissen hervor.

„Auch dazu sind wir bereit“, gibt Harrison beißend zurück. „Geben Sie mir Ihre Hand!“ Er ergreift die bleiche, schmale Hand, die ihm willenlos überlassen wird, geleitet den Sprecher aus dem Saale.

Zurückgekehrt, tritt er vor Cromwell, der erschöpft an der Barre lehnt, gedankenlos im Verfassungsentwurf blättert. Die Augen des wilden Reiterführers funkeln in einem bösen Feuer, da er triumphierend dem Lordgeneral meldet:

„Sie sind fort! Alle sind fort!“

Cromwell hebt den Kopf. Sein eben noch lodernder Blick ist stumpf, ein schwerer Seufzer ringt sich aus seiner Brust, unendlich müde klingt seine Stimme, da er sagt:

„Tag und Nacht habe ich den Herrn angefleht, er möge mich lieber töten als mich dieses Werk tun lassen. Aber“ — und plötzlich wird seine Stimme laut und fest wie bei Marston-Moor, als er den letzten Angriff kommandierte — „dann ist sein Geist über mich gekommen, und ich habe nicht nach Fleisch und Blut gefragt! — Kommt!“

#### Das Parlament der Heiligen.

Das Parlament wurde aufgelöst, weil es keine Vertretung der Nation mehr war, weil es mit dem Weg und Ziel des Volkes nicht mehr übereinstimmte. Eine Form wurde zerstört, der kein Inhalt mehr entsprach, ein Gefäß zertrümmert, weil der köstliche Wein, den es einst enthielt — und wieviel durstige Lippen hatten mit diesem Weine einst Mut und Kraft in sich hineingetränkt! — bis zur Neige geleert worden war.

Aber das Volk braucht eine Vertretung! Es gibt keine Macht, die von Dauer sein könnte, wenn sie nicht das Volk hinter sich hat, wenn sie es ausschaltet, nicht auf seine unbewußt stets das Rechte treffende Meinung hört: denn mag

der einzelne irren, die Gesamtheit, wenn sie erst einmal innerlich geschlossen ist, gehorcht geheimen Gesetzen, die sie den richtigen Weg unbeirrbar führen. Das Volk also muß mitsprechen, um der Sache der Nation willen, die fortan höchstes Gebot ist.

Keine Vertretung darf es sein, die wie die vorige — wie bisher alle — nur auf den eigenen Nutzen sieht, eifersüchtig nur auf die eigenen Rechte und Privilegien bedacht ist, das unendlich wichtigere Recht des Volkes aber in den Hintergrund schiebt: eine Gemeinschaft frommer, gottesfürchtiger Männer von erprobter Treue und Redlichkeit muß es werden, die ihrer Verantwortung bewußt ist und die hohe Pflicht, die ihr obliegt, über alles stellt. Darum soll sie auch nicht den Zufälligkeiten der Wahl überlassen werden: jedes ihrer Mitglieder muß geprüft, gewogen, abgeschätzt werden, damit aus den siebenfach Gesiebten jene allein berechnigte Gemeinschaft erwachse, jene würdige Vertretung des Volkes: das Parlament der Heiligen.

Briefe, Boten, eilige Reiter fliegen nach allen Richtungen ins Land hinaus: die treuesten Gemeinden werden aufgeboten, jene, die von Anfang an dem Freiheitsbeere aufs engste verbunden waren: die besten Männer werden ausgesucht, nach untadeligem Lebenswandel und Gaben des Geistes wahrhaft würdige Werkzeuge des Herrn; Listen werden angelegt, geläutert, ergänzt und wieder und wieder durchgesehen, bis die Zahl der Einhundertvierzig erreicht ist, die vom Begründer dieser neuen Körperschaft als entsprechend bestimmt wurde.

Endlich am 6. Juni des Jahres 1653 kommt der große Tag: Oliver Cromwell, Generalkapitän und Oberstkommandierender aller Armeen und Kräfte der Gemeinen Sache, beruft die nicht Gewählten, aber Auserwählten für den 4. Juli in die Ratskammer von Whitehall, um ihr Amt zu übernehmen.

Es ist eine seltsame Gemeinde, die sich am genannten Tage in der prunkvollen Halle zusammenfindet: alte Soldaten mit dunkelgebräunten Gesichtern, aus denen die letzten zwei Jahre des Friedens den Grimm der Schlachten noch nicht haben fortwischen können; Gelehrte, deren ruhige, des Forschens gewohnte Blicke prüfend über den Nachbarn, über den Raum streichen, deren gesammelte Gesichter mit betonter Gelassenheit der Entwicklung der Dinge entgegenwarten; Freisassen aus allen Grafschaften Englands, die mit der großen Ergebenheit des Landmannes ihre groben Hände im Schoß gefaltet haben und, Geduld im Blick und Herzen, unverwandt nach der Türe starren, durch die er eintreten soll, der sie berufen hat; Handwerker und Kaufleute aus London, die ernsthaft-geschäftig untereinander tuscheln, einander auf einzelne hervorragende Mitglieder aufmerksam machen, ein wenig die Hausherrn spielen.

Auch fünf schottische und sechs irische Abgeordnete sind unter den Versammelten: zum erstenmal sitzen Abgesandte der beiden bisher nur locker angegliederten Königreiche im Rate Englands, durch ihre Anwesenheit die fortan enge Verbundenheit betonend, die alle Teile des Gemeinwesens umschließen soll.

Allen aber, mögen sie aus dem Norden Schottlands oder aus dem Westen Irlands kommen, aus dem wiesenreichen Kent oder aus dem menschengefüllten London, ist eines gemeinsam: die innere Blut der Augen, die sich zu einer einzigen, hoch emporlodernden Flamme vereinigt: Gottes Werk ist zu tun, und als Gottes Werkzeuge fühlen sich alle.

Großstadtpöbel, leichten, seelenlosen Witzes, wird später über sie lachen; wird ihren frommen Eifer verspotten, ihre endlosen Gebetsversammlungen verhöhnen; wird sich über ihre Eigenheiten köstlich unterhalten, über die übertriebene Schlichtheit von Kleidern und Gebaren, über die verdröbeneten Namen, die sie tragen.

Das alles, Wiß, Hohn, leichtfertige, kaltherzige Lästerei wird sein; heute aber hält das ganze Land den Atem an, lauscht; jeder fühlt: mag das Werk noch unfertig sein, etwas Neues, bisher noch nicht Dagewesenes tritt in Erscheinung, schickt sich an, seinen Platz im Weltgeschehen einzunehmen.



Die Towerbrücke in London.

Lichtbild: Goppé-Mauritius.

## Wie ich England erlebte.

Von Karl Knippscheer, Schlosserlehrling der Lehrwerkstatt Stahl- und Walzwerke Thyssen.

Lange Vorbereitungen hatte es gekostet, fast ein Jahr lang wurde gespart, und der Berg von Erkundigungen, Katalogen, Prospekten und Landkarten wurde immer höher. Oft saßen wir zusammen und schmiedeten Pläne. Unser Geist war schon Monate voraus und weilte im Lande unserer Träume. Als dann der Tag der Abfahrt endlich kam und unsere Räder mit Affen, Kochtopf und Zelt schwer beladen fertigstanden, da war es plötzlich Wirklichkeit, was wir erwünscht und erhofft hatten.

Wir sahen uns nicht um, als wir die rauchenden Industriestädte an Ruhr und Rhein hinter uns ließen, und unsere „Flora“, ein Schleppkahn, auf dem wir in Ruhrort angeheuert hatten, in schneller Fahrt auf Holland lossteuerte. Wesel, Xanten, Emmerich passierten wir in schneller Folge, und am Nachmittag drehten wir in Lobith, der Grenzstation, bei. Paß- und Zollkontrolle waren bald erledigt, und weiter ging's auf Rotterdam zu. In Dordrecht gingen wir abends nach einem heißen Tag vor Anker. Bei dem Schiffer saßen wir noch lange bei gutem Tee und munterem Geplauder in der Stube. Als ich morgens erwachte, waren wir schon bald in Rotterdam. Überall an den Ufern lagen hier Werften mit halbfertigen Booten, an denen aber wegen Geldmangels nicht weitergearbeitet wurde. Kurz vor der Hafenstadt legen wir an. Ein leichter Autobus bringt uns in rascher Fahrt über die schmale Deichstraße dorthin. Eine Stadt voller Merkwürdigkeiten. Gelbe und Weiße in buntem Gemisch. In den engen Straßen überall schreiende

Händler, Javaner, die Panies (Erdnüsse) verkaufen, auch kleine Karren mit Heringen an jeder Ecke. Alles ist für uns so seltsam, so neuartig; hier eine Kaserne mit Soldaten in den Fenstern, lange Schutzleute ohne Koppel, dort ein Rollwagen, auf dem klein und groß ein Stück mitfährt.

Tags darauf starteten wir in Richtung Bissingen. Eine Eisenbahn begleitete uns ein Stück Wegs. Jawohl, eine andere Eigenart Hollands, daß Züge über die Straße fahren. Ein Glück, daß besonders gut für die Radfahrer gesorgt ist. „Rijwielpaden“ und Wegweiser sorgen für schnelles Vorwärtskommen. Zwei Radfahrer begleiten uns, und nach heiterem Gespräch in drei Sprachen hatten wir bald das „Diep“ und wenig später Breda erreicht. Wir kampierten die erste Nacht im Zelt und wurden am anderen Morgen durch das Trommeln des Regens aufgeweckt. Erst mittags fuhren wir weiter und trafen dann zwei Doppelradfahrer, die das gleiche Ziel hatten. In schneller Fahrt ging's durch saubere Dörfer und Städtchen, in denen Bauern in malerisch bunten Trachten umherliefen. Abends erreichten wir die See und kampierten dicht hinter dem Deich. Es gab Nudeln. Schon früh waren wir wach, galt es doch beim Sonnenaufgang ein Bad im Meer zu nehmen. Soviel wir aber am Ufer hin und her liefen, überall waren diese gallertartigen Quallen, die in allen Größen und Farben von der Brandung an Land gespült wurden. Wir machten uns langsam „salonfähig“ und betraten den Dampfer,



„Die Bauernhäuser sind hier alle mit Stroh gedeckt.“

dessen qualmende Schote uns schon von weitem verrieten, daß er auf dem Sprunge stand. Langsam ging es rückwärts aus dem Hafen. Plötzlich wirbelte ein riesiger weißer Schaumberg hoch, das Schiff bäumte sich auf und schoß dann mit großer Geschwindigkeit durch die Wellen. Langsam entschwand die Küste, und kleine Segler kamen uns entgegen, die dann in unserem Bugwasser wie toll hin und her sprangen. Das Wetter war gut, und so waren nur wenige gezwungen, sich minutenlang über die Keeling zu lehnen und seltsame „Drucksachen“ abzugeben. Als wir in Harwich anlegten, überraschte uns gleich ein echt englischer Regen, doch lachte die Sonne wieder, als wir Paß- und Zollkontrolle hinter uns hatten.

Links fahren! hieß das Gebot der Stunde. Manchmal zuckte es doch merkwürdig nach rechts in den Armen. Bald hätte ich einen zweistöckigen Autobus überfahren. Unter sternübersätem Himmel schliefen wir die erste Nacht in einem Strohhäufen im Lande unserer Träume. In Richtung Nordengland (Sheffield) ging's am anderen Morgen weiter. Oftmals, besonders bei Einkäufen, kamen wir dann mit Einwohnern ins Gespräch, wobei wir merkten, daß man uns als Deutsche recht viel Sympathie entgegenbrachte. Wenn wir mit dem Gepäck und unseren bunten Mäßen durch die Städte fuhren, erkannte man uns gleich als Deutsche und mancher Schutzmann rief uns „Heil Hitler“ zu. Nur langsam eroberten wir Meile für Meile; wir hatten uns England zu flach vorgestellt. Ein Glück, daß die Straßen gut waren. Wir kamen jetzt durch typische Landschaften, wellige Weiden mit hohen Bäumen, alle von Hecken eingefast. Viele Schafe, Rinder und manchmal sogar Schweine grasen darauf. Die Landschaft war still, nur manchmal ein Wagen oder Räder, auf denen lachende Mädels mit kurzen Hosen saßen; alle grüßten freundlich. Wir wollen noch

Cambridge erreichen, und es wird schon dunkel. Fledermäuse spielen im Lichte unserer Scheinwerfer, während wir durch die feierlich stille Gegend fahren. Als der Mond hervortritt, denke ich an die Heimat, die jetzt wohl auch in seinem silbernen Scheine liegt. Schon sieht man in der Ferne die Lichter von Cambridge; wir finden ein Lager neben einem Heuschöber. Am anderen Morgen empfangen wir die ersten Eindrücke der Großstadt. Wir halten am Markt und stellen unsere Räder unbeforgt irgendwohin. Ein policeman, groß und breit wie alle hierzulande, unterhält sich bei einer Zigarette gemütlich mit den Passanten. Jawohl, er ist im Dienst. In allen Straßenkreuzungen elektrische Fahrtsignale, die automatisch den Verkehr regeln. Wir sehen noch einige der 21 Kollegs, die die berühmte Universität bilden, und fahren dann schnell weiter, um draußen unser „breakfast“ zu nehmen. Die Bauernhäuser sind hier alle mit Stroh gedeckt, aber auch die Strohhäufen sind in Hausform geschichtet und tragen ein Strohdach, so daß beide von weitem kaum zu unterscheiden sind. Auf einem Felde wird noch à la May Cyst gepflügt. Bei der großen Hitze legen wir uns schon früh hin, um gegen Mitternacht wieder aufzubrechen. Um 2 Uhr nachts frühstücken wir auf einer Bank neben einem Gefallenen-denkmal. Ein Schutzmann mit Rad setzt sich zu uns. Als er hört, daß wir Deutsche sind, wird er sehr gesprächig. Er erzählt uns ein Dienstabenteuer, zeigt uns seine Waffe, einen kurzen Knüttel, und legt uns zum Scherz ein Paar Handschellen an. Dann fragt er dies und jenes über Deutschland und ist erstaunt, daß sein deutscher Kollege nicht unbewaffnet Dienst tun kann. „We try, to be friend with everybody“ (wir versuchen, mit jedermann Freund zu sein), das ist auch sein Prinzip. Er zeigt uns noch eine große Autobushalle und verabschiedet sich beim Morgen-grauen. Als die Sonne höher steigt, zelten wir. Es ist Sonntag, auch wir wollen ruhen. Abends fahren wir wieder zwischen dem fröhlichen Wochenendverkehr dahin. 25 Meilen

vor Sheffield schlugen wir auf einer Weide, auf der schwere Gäule grasen, unser Zelt auf. Die Industriestadt zu erreichen, kostete noch manchen Schweißtropfen, wurden doch die Berge hier immer steiler und höher. Einige Meilen weiter, im idyllischen Gebirge, trafen wir mit einem Bekannten zusammen und blieben hier ein paar Tage und lernten bei liebenswürdigen Engländerinnen englische Sitten und Speisen kennen. Eigentlich hatten wir uns nicht vorgenommen, ausgerechnet hier in der friedlichen Stille den Bischof von London zu ärgern, und doch kam es so. Er stand nämlich mit seinem richtigen Frauchen — englische Bischöfe dürfen bekanntlich heiraten — in wasserichten Hosen angelnd im Wasser, als wir ein wenig oberhalb ein Bad nahmen und so seine Fische vertrieben. Als er uns dafür verantwortlich machen wollte, konnten wir plötzlich kein Englisch mehr. Mit großem Gestöhn rang er nach Ausdrücken, konnte aber nur „verbitten, verbotten“ herausbringen. Das Lachen zu verbeissen war unmöglich, und so schrie er uns an: „Schert euch zum Teufel!“, welcher frommen Wunsch wir augenblicklich ausführten.

London war unser nächstes Ziel. Die Hitze nötigte uns manchmal, nachts zu fahren. Einmal trafen wir einen Lastzug, mit Blechen beladen, der uns viele Meilen mitnahm. Am Mitternacht stoppte er an einem „Resting place for drivers“. Auf den Sesseln und Sofas lagen schwarzberußte Kerle, die aber unter einer rauen Schale ein gutes Herz hatten. Uns zwei zu Ehren wurden auf dem Grammophon nur deutsche Märsche und schließlich der „neueste“ Schlager „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren“ gespielt. Steif wie ein Brett erwachte ich einige Stunden später in meinem Sessel; kurz darauf fuhren wir das letzte Stück bis Birmingham. Wir umgingen die Millionenstadt, die, aus tausend



Aufziehen der Wache vor der White Hall.

Lichtbild: Hoppé-Mauritius.

Essen qualmend, mich zu sehr an die Arbeit in der Heimat erinnerte. Bis Oxford hatten wir wieder ein Auto, und vor der Stadt wuschen wir Söhne der Landstraße uns in einer Pferdetränke. Aber o weh, die Gesichtshaut löste sich in großen Flocken von ihrem Standquartier, und mit ihr verloren wir unsere stolze Bräune. Oxford mit seinen Kollegs, Kirchen und Prunkbauten hatten wir bald satt, das heißt wir waren hungrig und verschwanden schnell in unser „Haus“, um die Ereignisse des Tages friedlich zu verdauen.

Die größte Stadt der Welt sollte gleich in einem Schwung erobert werden, und wirklich trafen wir abends im Westen ein. Ein riesiger Wochenendverkehr brauste uns entgegen. Wir hatten viele große Städte gesehen, aber das Getriebe hier herum suchte doch seinesgleichen. Die breiten Bürgersteige zu beiden Seiten waren vollgepfropft mit Waren. Die Kaufleute hatten vor ihren Läden Bilder und Obst, Autos und Kinderwagen, Badewannen, Waschmaschinen und Musikinstrumente ausgestellt. Dazwischen wälzte sich eine bunte Menge, der Handel spielte sich mehr draußen als drinnen ab. Überall schreiende Händler, schreiende Kinder. Laute Musik kommt uns entgegen, ein Orgelmann schiebt ein großes Klavier vor sich her. Es ist schon elf Uhr, und erst jetzt beginnen die Händler ihre Tische abzuräumen, wobei mancher Apfel in den Rinnstein rollt. Ein großer Tank in einem Park dient als Kriegerdenkmal. Um Mitternacht haben wir eine große Straßenkreuzung erreicht. Es herrscht noch ein Betrieb wie am Tage. Lange Reihen Autos, zweistöckige Autobusse warten auf das Fahrtsignal, dann braust der Strom vorüber. In Straßen und Bars noch viele Menschen. In einem Marmorsaal trifft sich die elegante internationale Welt, befrachtete Herren und bemalte Damen, manchmal ein Neger. Oft grüßt man uns

auf deutsch; einer meint im Vorbeigehen, daß es Schlafenszeit wäre. Ein kleiner Herr, rund wie ein Faß, gibt mir in zweihundert Umschreibungen zu verstehen, daß er mich und alle Deutschen liebe, den Krieg und die Franzosen hasse und sagt dann alle Augenblicke mit einem ängstlichen Gesicht: „Nicht schießen, nicht schießen.“ Betrunkene Matrosen wackeln vorüber, schottische Soldaten mit kurzen Röckchen, fast noch Kinder, kommen vorbei. In diesem Getrubel möchte man schwindelig werden. Danach sitzen wir in einer Fischküche. An allen Ecken stehen Wagen, an denen man pork-pies (Schweinefleischpasteten), Gebäck und heißen Tee kaufen kann. Als wir schließlich an die Luft gesetzt werden, gilt es, endlich einen Schlafplatz zu finden. In Decken gewickelt, liege ich auf einer Bank im Park. Beim Morgengrauen erhebt sich ein Stück Gefrierfleisch, welches langsam beim Weiterfahren „auftaut“. Um 11 Uhr treffen wir die lieben Bekannten und haben so für Tage wieder eine Heimat.

Am andern Morgen eine große Fußtour. Greenwich mit seinem Park und Observatorium, die große Normaluhr, nach der sich die Welt richtet, der Meridian Null, der, in Stein gemeißelt, in Nord-Südrichtung über die Straße läuft. In einem Tunnel geht's unter der Themse her, um auf der andern Seite in eine schmutzige Koloniesiedlung hineinzukommen. Rudel von Kindern kommen und schreien uns nach. Dann kommen Kanäle, die Docks, von denen besonders die westindischen mit stolzen Seglern einen schönen Anblick bieten. Die Straßen werden nun wieder schmutziger und enger. Leute mit fremdtrautigen Gesichtern kommen uns entgegen, Chinesen und Negerviertel rollen sich vor unseren Augen ab. Besonders merkwürdig sind Menschen, die wohl englische Gesichtszüge, aber eine schwarze Haut haben. Man findet dort Mischlinge



Die berittene Wache, das beliebte „Spielzeug“  
des englischen Kindes.



„Ein Kinderwagen schiebender Mann  
erregt kein Aufsehen...“



Schüler des berühmten Eton College  
beim Knechtthändler.



„An den Straßen knieten oft arme Künstler...“

aus allen Nationen. Alles aber trägt unsere abendländische Kleidung, nur Inder sind oft in Landestracht oder tragen wenigstens ihren Turban auf dem Kopf. Durch endlose Straßen erreichen wir endlich die City und fahren über die Tower Bridge, im zweiten Stock natürlich, nach Hause.

Am folgenden Tage ein anderes Programm. Mit Rad, Tram oder Bus fahren wir von einer Sehenswürdigkeit zu anderen und haben doch kaum Zeit, gerade das Weltberühmte zu sehen. Die National Gallery und das British Museum hätte tagelanges Studium nicht erschöpft. Wir trafen dort zwölf Erriener Mädels, die wir auf den ersten Blick als Deutsche erkannten. House of Parliament und Westminster Abbey mit ihren hohen Schiffen und Gräbern aller berühmten Persönlichkeiten wurden nicht versäumt. Trafalgar Square macht mit seinem hohen Denkmal und großen Laubensäulern dem Besucher viel Freude. White Hall mit der militärischen Zeremonie, Change of horseguard, St. James Park, Buckingham Palace, der Königssitz, vor dem ein paar Rotröcke mit hohen Bärenmützen wie die Bleisoldaten standen, und dann der riesige Hyde Park mit allerhand Sportplätzen und dem See, das alles zeichnete in bunten Farben ein deutliches Bild ins Gedächtnis und war für sich eine Fülle tiefsten Erlebens. Der Tower mit seiner großen, blutigen Geschichte und die St. Pauls Cathedral nahmen einen ganzen Tag unser Interesse gefangen. Auf manchen Plätzen waren kleine Katheder aufgestellt, auf denen vor einer großen Volksmenge der eine auf Polizei, König und Henderson schimpfte und die Anwesenden aufforderte, sich geschlossen hinter die rote Fahne zu stellen, der andere Prediger zur Nachfolge des großen Nazareners aufrief und schließlich ein dritter den Gebrauch eines Waschmittels anpries. Ein muskulöser Mann zeigte Entfesselungskünste. Das alles friedlich nebeneinander. Bei den Rednern wurde manchmal diskutiert, ruhig, sachlich, wie nur konservative Engländer es können. An den Straßen knieten oft arme Künstler, die mit Pastellkreide Bilder aufs Pflaster zeichneten. Kein Schutzmann trieb diese oder die Neugierigen weg. Um ein richtiges Bild von London zu bekommen, muß man wissen, daß Kinderwagen schiebende Soldaten, Männer, die auf den Knien Wohnung und Laden wischen oder Kinder verwahren, gar kein Aufsehen mehr erregen. Die Frauen können währenddessen ruhig ins Kino gehen. Auch Männer, die Sonntags im Frack und Zylinder ihren Rasen mähen, fallen im Gedränge nicht auf. Moden aus allen Jahrhunderten sind in London zu sehen, auch lange Hosen sind bei der Damentwelt bestens eingeführt. Oft hört man sagen, London sei nicht England, und doch zeigt London dem Fremden, wie der Engländer denkt und handelt.

Die Südküste war unsere nächste Station. Sie ist von der deutschen Nordseeküste grundverschieden. Keine Dünen, nur grasbewachsene Hügel, die am Meer senkrecht abfallen und hier einen blendendweißen Kreidefels zeigen. Nur wenige Meter Strand, an dem wir den weißen Sand vergeblich suchen. Dort verlebten wir noch eine Zeit köstlicher Ruhe. Mitunter schwammen wir meilenteit ins Meer hinaus, wobei wir oft erkennen mußten, wie salzig das Wasser war.

Brighton, London, Harwich, so hieß unsere Reiseroute. Verstaubt, müde und hungrig kamen wir nachts vor Harwich an, seit morgens früh waren wir unterwegs. Unser Dampfer fuhr gegen Mittag, so daß wir noch ein paar Stunden ruhen konnten. Beim Erwachen stand die Sonne schon sehr hoch. Es war höchste Zeit, vielleicht schon zu spät. Zu allem Überfluß noch eine Panne. Schweißbedeckt sausten wir die baumlose Landstraße entlang. Endlich hatten wir das Schiff erreicht. To live is to fight — leben heißt kämpfen —, wir siegten. Die Rückfahrt hatte natürlich nicht die Reize der ersten Fahrt; so holten wir den entbehrten Schlaf nach und waren schließlich froh, als wir die zitternden Bretter verlassen und die Füße auf Festland stellen durften.

Gerichtsbarkeit  
in offener  
Halle.

Titelholzschnitt zu:  
Neu Formular- und  
Canzleibuch.  
Frankfurt 1571.



# Deutsches Volk – deutsches Recht.

Von Dr. jur. G. K. Schmelzeisen, Amts- und Landrichter.

Mit 8 Holzschnitten aus: Franz Heinemann „Der Richter und die Rechtspflege“.

## 3. Die deutsche Genossenschaft.

Die deutsche Genossenschaft verkörpert den eigentlichen Wesensgehalt des deutschen Rechts am lebendigsten. Der genossenschaftliche Gedanke durchstrahlt das ganze deutsche Recht. Er muß daher auch im Mittelpunkt der deutschen Rechtserneuerung stehen.

Allerdings bedeutet die Genossenschaft mehr als jene Art von wirtschaftlichen Verbänden, wie sie in jüngerer Zeit der Mittelstand in so großer Zahl hervorgebracht hat. Gewiß, auch jene Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften waren irgendwie von dem Gedanken gezeugt und getragen, der auch für uns von dem Begriff der deutschen Genossenschaft umschlossen ist. Aber sie haben den genossenschaftlichen Gedanken nicht in seinem Kern erfasst und vermochten ihn daher inmitten einer ganz anders gearteten Welt naturgemäß nicht zu verwirklichen. Denn diese Welt war ganz und gar ungenossenschaftlich geartet und damit auch in dieser Weise undeutsch. Der Verstand hatte dem

Einzelmenschen den ersten Rang in allen Lebensbereichen eingeräumt. Damit war zugleich jede Möglichkeit zur genossenschaftlichen Gestaltung des Gemeinschaftslebens verloren. Denn es ist zu bedenken: Aus Einzelmenschen läßt sich zwar eine Gemeinschaft, aber nicht ohne weiteres eine Genossenschaft bilden. Während nämlich die Gemeinschaft lediglich einen mehr oder weniger losen Zusammenschluß darstellt, bildet die Genossenschaft eine besondere, höhere Form dieser Gemeinschaft.

Unerläßlich für die letztere ist zum Beispiel, daß die sich zusammenschließenden Menschen auch von der seelischen Seite her erfasst werden. So ist in jeder Genossenschaft die Nebenordnung wirksam. Sie beruht auf Liebe und Treue, während die überwiegende Anwendung des Verstandes letzten Endes zur Alleinherrschaft und zur Willkür führt. Nun ist es allerdings nicht so, daß die Genossenschaft lediglich auf Nebenordnung beruht, vielmehr sind auch in der genossenschaftlichen



Gefangener im Fußblock.  
Holzschnitt von Zainer aus: Jhop. Ulm um 1475.



Vormund  
mit zwei Kindern  
vor Gericht.

Holzschnitt aus:  
Praxis rerum criminalium.  
Antwerpen 1554.

Ordnung herrschaftliche Züge bemerkbar. Darin liegt gerade die besondere Eigenart der deutschen Genossenschaft, daß sie eine Überwindung des Gegensatzes zwischen Nebenordnung und Unterordnung in sich begreift, und daß sie darin eine Ganzheit im Sinne der Überwindung des Gegensatzes ist.

Daher ist denn auch die Genossenschaft mehr als der einzelne, der ihr angehört, mehr aber auch als die Masse aller ihrer Angehörigen. Die Genossenschaft ist ein völlig Neues mit selbständigem Eigenwert. Zu früheren Zeiten mag man des kaum innegeworden sein. Unser Zeitalter aber ist sich des organischen Wesens der Genossenschaft bewußt. Sie weiß insbesondere, daß die Genossenschaft kein starres Ordnungsgesetz ist, sondern daß der genossenschaftliche Gedanke beweglich ist, indem er sowohl das immer aufs neue sich entfaltende Leben als auch dessen Ordnung zum Ganzen verschmilzt. Daher ist es denn auch durchaus möglich, daß die einzelnen genossenschaftlichen Verbände sich untereinander als mehr neben- oder mehr untergeordnet unterscheiden, und zwar je nach ihrem Zweck.

Dem römischen Recht war der genossenschaftliche Gedanke fremd. Die Unterordnung herrschte entsprechend dem verstandesbetonteren Denken der Römer vor. In der Familie ist zum Beispiel der Hausvater wie in Urzeiten der unbeschränkte Gewalthaber. Frau und Kinder werden in rechtlicher Beziehung den Sklaven gleichgeachtet. Was sie erwerben, erwerben sie für den Hausherrn. Die Ehefrau ist nicht dem Manne nebengeordnet, sondern sie ist seine Gewaltunterworfenen; sie ist ein Mittel zur Kindergewinnung, auf die jeder Römer im Hinblick auf seine Bestattung und den Totenkult bedacht war. Im übrigen kann der Hausvater ohne jeden Grund seine Kinder in die Knechtschaft verkaufen. Nur wenn er sie dreimal verkauft, verliert er die Gewalt über sie. Durch den die Familie beherrschenden tatsächlichen Frieden, durch die gute Sitte und die Überzeugung von der Heiligkeit der Ehe

wurden diese harten Rechtsätze einigermaßen gemildert. Besonders stark tritt der Gedanke der Unterordnung im späteren römischen Recht hervor. Der Gedanke der Nebenordnung ist hier verwirtschaftlicht und hinter den Gedanken der Freiheit des einzelnen zurückgedrängt. Bei der sachrechtlichen Gemeinschaft (*communio*) kann jeder Miteigentümer über seinen wirklichen oder gedachten Sachanteil verfügen und durch dessen Uebertragung jeden Fremden in die Gemeinschaft einführen. Er kann auch jederzeit die Aufhebung der Gemeinschaft mittels Auseinandersetzung verlangen. Der Gemeinschaftszweck weicht also dem Willen des einzelnen. Der einzelne kann die Gemeinschaft nach seinem freien Willen sprengen. Andererseits können bei der Vermögens- und Forderungsgemeinschaft (*societas*) — zum Beispiel bei einem gemeinschaftlichen Handelsgeschäft — keine neuen Gesellschafter in die bestehende Gesellschaft aufgenommen werden. Die Gesellschaft ist vielmehr von vornherein auf die Personen beschränkt, die sie begründet haben. Sie endigt daher auch mit dem Tode oder der Geschäftsunfähigkeit eines einzelnen Gesellschafters. So findet also auch hier ein von dem einzelnen losgelöster (überindividueller) Gemeinschaftszweck, der unabhängig von Person und Leben des einzelnen Gesellschafters besteht, im Recht keinen Schutz.

Das deutsche Recht hat demgegenüber immer die Wechselwirkung von Neben- und Unterordnung zur Grundlage der menschlichen Verbände (Familie, Berufsstand, Staat usw.) gemacht. Es hat damit der starken Grundspannung des deutschen Geistes zwischen Seele und Verstand Rechnung getragen. Auch im deutschen Recht lassen sich zwar Neben- und Unterordnung in der Weise unterscheiden, daß der eine Verband mehr auf der Nebenordnung, der andere mehr auf der Unterordnung beruht. Von den ältesten Verbänden sind zum Beispiel Sippe und Erbengemeinschaft mehr nebengeordnet, die Hausgemeinschaft dagegen mehr untergeordnet. Die

Bezahlung  
der  
Gerichtskosten.

Holzchnitt aus:  
Bambergische  
Halsgerichtsordnung.  
Mainz 1510.



Sippe (auch Geschlecht, Magschaft genannt) umfaßt sämtliche Blutsverwandten. Die Erbgemeinschaft umfaßt die Brüder, die nach des Vaters Tode gleichberechtigt auf dem Bauernhof zusammensitzen. In der Hausgemeinschaft sind die Familienangehörigen dem Mann untergeordnet. Der Mann hat im Innern die Hausgewalt über Frau, Kinder und dienende Hausangehörige. Er ist des „Wibes voget und Maister“, wie noch der Schwabenspiegel sagt. Er hat Besitz und Nutzung (gewere) des Frauen- und Kindesvermögens. Er vertritt Frau und Kinder bei Rechtsgeschäften und vor Gericht, haftet auch für sämtliche Schädigungen durch seine Hausangehörigen. Auch bei den vielen Verbänden der späteren Zeit läßt sich die Scheidung von Neben- und Unterordnung durchführen. So waren die Markgenossenschaften der an der Mark gleichberechtigten Bauern, die Gilden der Kaufleute und die Zünfte der Handwerker mehr neben-, die grundherrlichen Verbände, die den Grundherrschaften und die grundhörigen Bauern umfaßten, und der die rittermäßigen Leute umfassende Lehnverband mehr untergeordnet.

Es gibt aber im deutschen Recht keine rein neben-geordneten und ebensowenig keine rein untergeordneten Verbände. Schon die ältesten Verbände beruhen letzten Endes auf einer Verschmelzung von Neben- und Unterordnung. Bei der Sippe macht sich zum Beispiel schon frühzeitig ein Übergewicht der Sippenältesten bemerkbar. Andererseits ist in der Hausgemeinschaft des Hausherrn Herrschaftsstellung nie im Sinne eines einseitigen, unbeschränkten Rechts aufgefaßt worden. Die Frau ist nicht nur die Gewaltunterworfenen ihres Mannes wie im römischen Recht, sondern zugleich seine Genossin. Dem Recht des Vaters gegenüber den Kindern entspricht seine Pflicht, die Kinder zu

ernähren und zu erziehen: „Der Vater muß die Kinder ziehen, bis sie sich selbst erkennen.“

Auch bei den übrigen altdeutschen Verbänden zeigt sich die Wechselwirkung von Neben- und Unterordnung. Der Grundherr zum Beispiel ist nicht unbeschränkter Gewalthaber, sondern durch die Rechte der Grundhörigen gebunden. Überhaupt hatte der Grundherr auf die Verhältnisse seiner Hinterlassen Rücksicht zu nehmen. Er hatte zum Beispiel auf das Zinsbuhn zu verzichten, wenn des Bauern Weib im Wochenbett lag. Ferner ist der König zwar der oberste Herr im Lehnverband, aber wie jeder andere Ritter dem Lehnsgewalt unterworfen. Umgekehrt zeigen die mehr nebengeordneten Verbände, wie die Gilden, Zünfte, Markgenossenschaften und Städte, herrschaftliche Züge in den Vorstandsämtern, welche die Gilden- und Zunftältesten, die Obermärker und der Stadtrat innehaben.

Kennzeichnend für alle deutschen Verbände ist also die Verschmelzung von Neben- und Unterordnung, das heißt der genossenschaftliche Gedanke. Aus dem der deutschen Genossenschaft inwohnenden Ganzheitsgedanken ergeben sich folgende Wesenszüge des deutschen Verbandslebens:

Zunächst sind die Verbände, weil der höhere gemeinschaftliche Zweck immer den letzten Ausschlag gibt, nicht dem freien Willen der einzelnen Angehörigen unterworfen. Deshalb verfügen die einzelnen Verbandsmitglieder oftmals „mit gesamtter Hand“, soweit nicht das Verfügungsrecht einem von ihnen für alle zusteht. So gibt zum Beispiel die Schlüsselgewalt der Ehefrau das Recht, Haushaltschulden zu Lasten des Ehemanns (vgl. auch § 1357 BGB.) zu begründen. Soweit ein Gemeinshaftler über seinen Anteil verfügen kann, ist durch Nacher- und Vorkaufsrechte der Gesamtheit der



Bestechung eines Notars durch Geld.

Aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg 1479.



Bestechung eines Advokaten durch Geld.

übrigen die Möglichkeit gegeben, den Eintritt Fremder abzuwehren. Schon zu Lebzeiten des Erblassers hatten die Erben das dingliche Recht, Veräußerungen des Hausvermögens zu widersprechen. Übertrag des Erblasser Hausvermögens ohne Zustimmung der Erben, so konnten diese es von dem Erwerber ohne weiteres herausverlangen. Seit etwa dem dreizehnten Jahrhundert mußten sie allerdings dem Erwerber den Kaufpreis ersetzen (Näherrecht). Derartige Eintrittsrechte hatten auch ehemalige Miteigentümer, stückweise sogar die Nachbarn, ferner die Markgenossen beim Verkauf an einen Ausmärker sowie Lehn- und Grundherrschaften beim Verkauf der Leihgüter durch den Beliehenen. Selbst im neuzeitlichen Recht sind die Näherrechte noch anzutreffen (vgl. zum Beispiel § 2034, § 1094 BGB.). Nach dem Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933 ist der Erbhof ohne weiteres dem Auerben offengehalten. Veräußerungen und Belastungen ohne Genehmigung des Auerbengerichts sind nichtig. Auch gutgläubige Erwerber werden nicht geschützt.

Aus den Verbänden erhebt sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters die von den Persönlichkeiten der Verbandsangehörigen völlig losgelöste Körperschaft als selbständiger Rechtsträger. Auch sie ist eine lebendige Ganzheit und nicht wie die „juristische Person“ des römischen Rechts eine Fiktion, das heißt eine Begriffslüge. Das deutsche Verbandsleben dient nicht einseitig wirtschaftlichen Zwecken, sondern ist getragen von der ganzen völkischen Kultur und auch auf sie gerichtet. Die Genossenschaften sind lebendige Werkgemeinschaften. Ihr Leitsatz ist: „Einer für alle, alle für einen.“ Sie ergreifen den einzelnen Angehörigen vielfach in allen seinen Daseinsäußerungen. Die Zünfte waren meist auch Bruderschaften, die gemeinsam den Gottesdienst besuchten, in der Kirche einen eigenen Altar unterhielten und sich auch die Kranken- und Hinterbliebenenfürsorge in gleicher Weise angelegen sein ließen, wie sie sich um die Preisgestaltung und die Unterdrückung des Puschwerks kümmerten. Die Dome der deutschen Städte, die Häuser und Prunkgerätschaften der Gilden und Zünfte legen noch heute Zeugnis davon ab, wie die deutschen Genossenschaften wirkliche deutsche Kulturträger gewesen sind.

In der Neuzeit ging der genossenschaftliche Gedanke immer mehr verloren. Das von der Aufklärung beeinflusste Denken konnte ihn nicht mehr begreifen. Der starre Rechtsbegriff der „juristischen Person“ gelangte zur Herrschaft. Er vermochte das Mit- und füreinander der Neben- und Unterordnung nicht ganzheitlich, das heißt organisch zu gestalten. Im Vereinsleben zeigte sich entweder eine schrankenlose Machtherrschaft der Spitze oder aber ein geist- und sinnloses Durcheinander verschiedenster Meinungen bei den einzelnen Mit-

gliedern in der Mitgliederversammlung, das oft genug das lebendige Gedeihen des Vereinigungszwecks erstickte. Unter solchen Umständen wurden die Vereinigungszwecke selbst engstirnig eingegrenzt. So weit gesteckte Ziele, wie wir sie bei den Gilden und Zünften finden, waren dem neuzeitlichen Verbandsleben fast unbekannt.

Die Bedeutung des deutschen Genossenschaftsgedankens liegt — wie noch einmal hervorgehoben sei — darin, daß er eine wirksame Verschmelzung zwischen den Einzelnen und den Vielen, zwischen Unterordnung und Nebenordnung, ja im tiefsten Grunde zwischen Verstand und Seele darstellt. Dem entsprechend ist er der Mittelpunkt des ganzen deutschen Rechtsdenkens und der Inbegriff der deutschen Rechtsanschauung. Deutsches Rechtsdenken ist genossenschaftliches Denken.

Das genossenschaftliche Rechtsdenken führt zu folgenden Grundsätzen, die bei der Erneuerung des deutschen Rechts zu beachten sind: Zunächst stehen Recht und Pflicht in Wechselwirkung. Die dem einzelnen von der Rechtsordnung verliehenen Befugnisse sind ohne entsprechende Pflichten als Gegenspieler undenkbar. Eine Berufung auf sogenannte „wohlverworbene Rechte“ ist zum Beispiel insoweit unzulässig, als durch die Ausübung dieser Rechte das Ganze der Genossenschaft, insbesondere das völkische Ganze, Not leiden würde. Aus dem gleichen Gesichtspunkt können auch die sogenannten „Grundrechte“, wie sie die Verfassungen des freiheitsrechtlichen Zeitalters gekannt haben, nicht gebilligt werden. Sie finden jedenfalls ihre Grenzen dort, wo es den Bestand der Nation gilt. Sodann sind die Menschen nicht gleich, sondern ungleich, nämlich entsprechend ihrem Wert innerhalb der genossenschaftlichen Bindung. Sie müssen daher auch rechtlich ungleich behandelt werden. Allgemein gilt, daß jeder einzelne sich in Recht wie Pflicht als Persönlichkeit entfaltet. Es kommt also immer darauf an, daß jeder Volksgenosse entsprechend seinen Fähigkeiten wirkt und arbeitet. Der Nationalsozialismus vertritt daher das sogenannte „Leistungsprinzip“. Grundsatz 10 der Bewegung sagt: „Erste Pflicht eines jeden Staatsbürgers muß sein, geistig oder körperlich zu schaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Interessen der Allgemeinheit verstoßen, sondern muß im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen.“ Daher fordert der 11. Grundsatz „Abschaffung des arbeits- und mühelosen Einkommens“.

Für die Ordnung der menschlichen Verbände ist der Führergedanke, der sich aus der Ungleichheit der Menschen folgerichtig ergibt, von entscheidender Bedeutung. Führer kann immer nur der sein, der innerhalb der Genossenschaft die Höchstleistung hervorbringt. Auch der Führergedanke darf nicht im Sinne einer dem Führer zukommenden schrankenlosen



Notar und Advokat vor dem Richter.

Aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg 1479.



Notar an seinem Pult verpflichtet zwei Sesselschreiber.

Willkürherrschaft verstanden werden, sondern gleichfalls nur im Sinne einer Wechselwirkung von Recht und Pflicht. Den größeren Rechten entsprechen größere Pflichten und umgekehrt. „Wir glauben nicht mehr an die Gleichheit der Menschen, sondern an ihre Ungleichheit und an den Adel ihrer Persönlichkeit. Adel ist Führertum. Aber kein Führertum hat Eigenwert. Seine Bestimmung liegt immer darin, im Zusammenwirken mit den Geführten Ganzheit zu bilden.“<sup>99</sup> Kein Führertum ist ohne Verantwortung. „Der Grundsatz, der das preußische Heer seiner Zeit zum wundervollsten Instrument des deutschen Volkes machte, hat im übertragenen Sinne dereinst der Grundsatz unserer gesamten Staatsauffassung zu sein: Autorität jedes Führers nach unten und Verantwortlichkeit nach oben.“<sup>100</sup> Das verantwortliche Führertum war auch dem altheutschen Recht bekannt. „Es ist nicht gut, wenn viele regieren — das Steuer soll nur einer führen.“ Ähnlich hieß es schon bei Homer: „Einer sei König, einer Herr!“ Das gegenseitige Verhältnis zwischen Führer und Geführten bestimmt das Recht. Ein dem Recht widersprechendes Führertum verpflichtet nicht zur Gefolgschaft. „Getreuer Herr, getreuer Knecht.“ — „Wer Gerechtigkeit hält in der Hand, des Gewalt hat guten Bestand.“ — „Wo Gewalt Recht ist, da ist Gerechtigkeit Knecht.“ So sagten schon die Rechtsprüche unserer Vorfahren. Auf der rechtsgebundenen Führermacht beruht der deutschrechtliche Gedanke des Rechtsstaats.

Wie das Recht den für das Ganze wertvollen Menschen emporhebt und ihm einen eigenen Adel verleiht, so muß es sich umgekehrt mit aller Entschiedenheit gegen den unwertvollen Menschen, den Rechtsbrecher, wenden. Insbesondere muß der aus der Art geschlagene Verbrecher, der des genossenschaftlichen Lebens nicht fähig und würdig ist, ausgerottet werden. Die Todesstrafe ist daher nicht zu entbehren. Im übrigen hat jeder dem genossenschaftlichen Zweck zuwiderhandelnde Verbrecher die Strafe des Rechts zu erleiden. Das Strafrecht hat also den Zweck, das genossenschaftliche Ganze vor Schaden durch Ungenossen zu bewahren. Dementsprechend sind auch die Strafgesetze auszulegen. § 2 des Strafgesetzbuches bestimmt noch: „Eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn diese Strafe gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde.“ Durch diese Vorschrift war nach der bisherigen Strafrechtslehre die Auslegung des Strafgesetzes sehr eingeeengt. Fürderhin wird der Richter den Verbrecher entsprechend dem Sinn und Grundgehalt des Strafrechts zur Strafe verurteilen können und

müssen. Es geht nicht an, daß ehrlose Schädlinge der Volksgemeinschaft freigesprochen werden, weil sie das allzu wörtlich eingeengte Strafgesetz zu umgehen verstanden haben. Überhaupt ist der an § 2 StGB. anknüpfende Satz, das Strafgesetz sei der Freibrief des Verbrechers, indem eben nur in engster Anlehnung an das schon bestehende Gesetz eine Bestrafung erfolgen dürfe, in dieser Allgemeinheit nicht mehr aufrechtzuhalten. Vielmehr ist eine Rückwirkung des Strafgesetzes dann zu billigen, wenn sie der allgemeinen Rechtsanschauung des Volkes entspricht. So ist zum Beispiel das Gesetz über Verhängung und Vollzug der Todesstrafe vom 29. März 1933 (RGBl. S. 151), das anlässlich der Reichstagsbrandstiftung die rückwirkende Anwendung der in der Verordnung vom 28. Februar 1933 angedrohten schweren Strafen und den Vollzug der Todesstrafe durch Erhängen angeordnet hat, durchaus zu billigen.

Das deutsche Volk ist in der Form des Staates eine Genossenschaft, die sich selbst wieder in kleinere Genossenschaften gliedert (Familie, Berufsstand, Gemeinde und dergleichen).

Jede Genossenschaft lebt nach arteigenem Recht. Sie bildet das Recht, soweit nicht das Recht umfassenderer Verbände entgegensteht, selbst (Autonomie) und muß auch in diesem Rahmen eine beschränkte eigene Gerichtsbarkeit genießen. Dementsprechend ist auch das Recht für die einzelnen Volksgenossen je nach ihrer Angehörigkeit zu kleineren Genossenschaften verschieden. Der Bauer muß nach einem anderen Recht leben als der Städter, beide nach einem anderen Recht als der Soldat. Vor allem kommt es darauf an, ein urwüchsiges bürgerliches Recht zu schaffen. Der Bauer darf nicht durch die städtische Geldwirtschaft entwürzelt werden. Diesem Ziele soll das Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933 dienen. Die Ungleichheit der Menschen hat nichts mit „Klassenunterschieden“ zu tun, sondern ermöglicht erst das tatkräftige Zusammenwirken aller Volksgenossen. Jeder einzelne soll an der Stelle, an die er gestellt ist, seine Pflicht tun und sich im Verein mit seinen mitarbeitenden Volksgenossen dem höheren Zweck des gemeinschaftlichen Werks unterordnen. Das freiheitsrechtliche Zeitalter hatte unter den Klassen nicht mehr als künstlich herbeigeführte Gegensätze des Eigenmutes gesehen und die Menschen gegeneinander verfeindet. Heute soll nicht mehr Feindschaft, sondern Freundschaft und Zusammenarbeit gelten. Dem genossenschaftlichen Gedanken ist insbesondere die Auffassung fremd, daß die eine Arbeit gegenüber der anderen gering zu schätzen sei. Er verurteilt namentlich die Mißachtung der Handarbeit, die sich besonders in der verstandesbeherrschten Vergangenheit gezeigt und die Spaltung des Volkes in die Klassen der „Kopf- und Handarbeiter“ mit

<sup>99</sup> G. R. Schmeltzer, Die weltanschaulichen Grundlagen der Zeitwende, in „Das Wort“ 1933, S. 294.

<sup>100</sup> Adolf Hitler, Mein Kampf, II, S. 501.

sich gebracht hat. Zur Überbrückung dieses verhängnisvollen auch heute noch nachwirkenden Gegensatzes soll die Arbeitsdienstpflicht helfen.

Die deutsche Genossenschaft erfaßt auch die Welt der Sachgüter. Daher wird das Eigentum ebenso anerkannt wie die Persönlichkeit des einzelnen. Aber umgekehrt ist das Eigentum nicht schrankenlos, sondern es findet seine Grenze am gemeinen Besten. Das Bürgerliche Gesetzbuch sagt noch in § 903, daß der Eigentümer mit seiner Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen kann. Danach dürfte zum Beispiel der Eigentümer von Brotrucht die allzu üppig gewachsene Jahresernte vernichten, um eine Preisfenkung zu vermeiden, unbekümmert darum, ob Hunderte von Volksgenossen bittere Not leiden. Dem genossenschaftlichen Rechtsdenken sind derartige Ergebnisse untragbar. Jedenfalls muß die Vernichtung der Brotrucht so lange als rechtswidrig angesehen werden, als noch der letzte Volksgenosse in Not ist und die Allgemeinheit Bedarf hat. Denn: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“

Voraussetzung alles genossenschaftlichen Lebens ist die Treue. Nur wo sich Menschen seelenhaft verbunden fühlen und gegenseitig vertrauen können und wollen, vermögen sie genossenschaftlich zu leben und zu wirken. Der übertriebene Verstand führt zum Zweifel und Mißtrauen, die keine Nebenordnung, wie sie der Genossenschaft innewohnt, ermöglichen. Die Treue durchdringt daher nach deutscher Auffassung alle menschlichen Beziehungen. Das Verhältnis der Nachbarn zueinander ist ebenso wie das zwischen Mann und Frau, Vater und Kindern, Fürst und Volk, Lehnsherrn und Rittersmann, Gläubiger und Schuldner von der Treue getragen. Alle Treue ist wechselseitig. „Treue wird um Treue gekauft.“ Nur wer die Treue hält, hat Ehre. „Gut ohne Ehre ist für kein Gut zu achten, und Leib ohne Ehre pflegt man in Rechten für tot zu halten. Alle Ehre aber kommt von der Treue.“ (Glosse zum Sachsenspiegel.) Die Treue muß daher auch das ganze Recht durchdringen. Im bürgerlichen Recht war die Bedeutung der Treue bisher schon in einzelner Beziehung hervorgehoben worden: „Verträge sind so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern“ (§ 157 BGB.). „Der Schuldner ist verpflichtet, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern“ (§ 242). Aber auch sonst ist der Grundsatz der Treue ganz allgemein anzuerkennen. Bei der Erneuerung des Strafrechts muß darauf Bedacht genommen werden, daß alle aus treuloser und ehreloser Gesinnung begangenen Straftaten mit den schwersten Strafen bedroht werden. Als ehelos sind unter anderem alle Verbrechen anzusehen, die unter Bruch des gegebenen Wortes, aus niedriger Gewinnsucht und Habgier oder aus Gewohnheit begangen werden. Mit Recht ist durch das Reichsgesetz vom 26. Mai 1933 die grundlose Verdächtigung bei einer Behörde unter schwere Strafe gestellt worden.

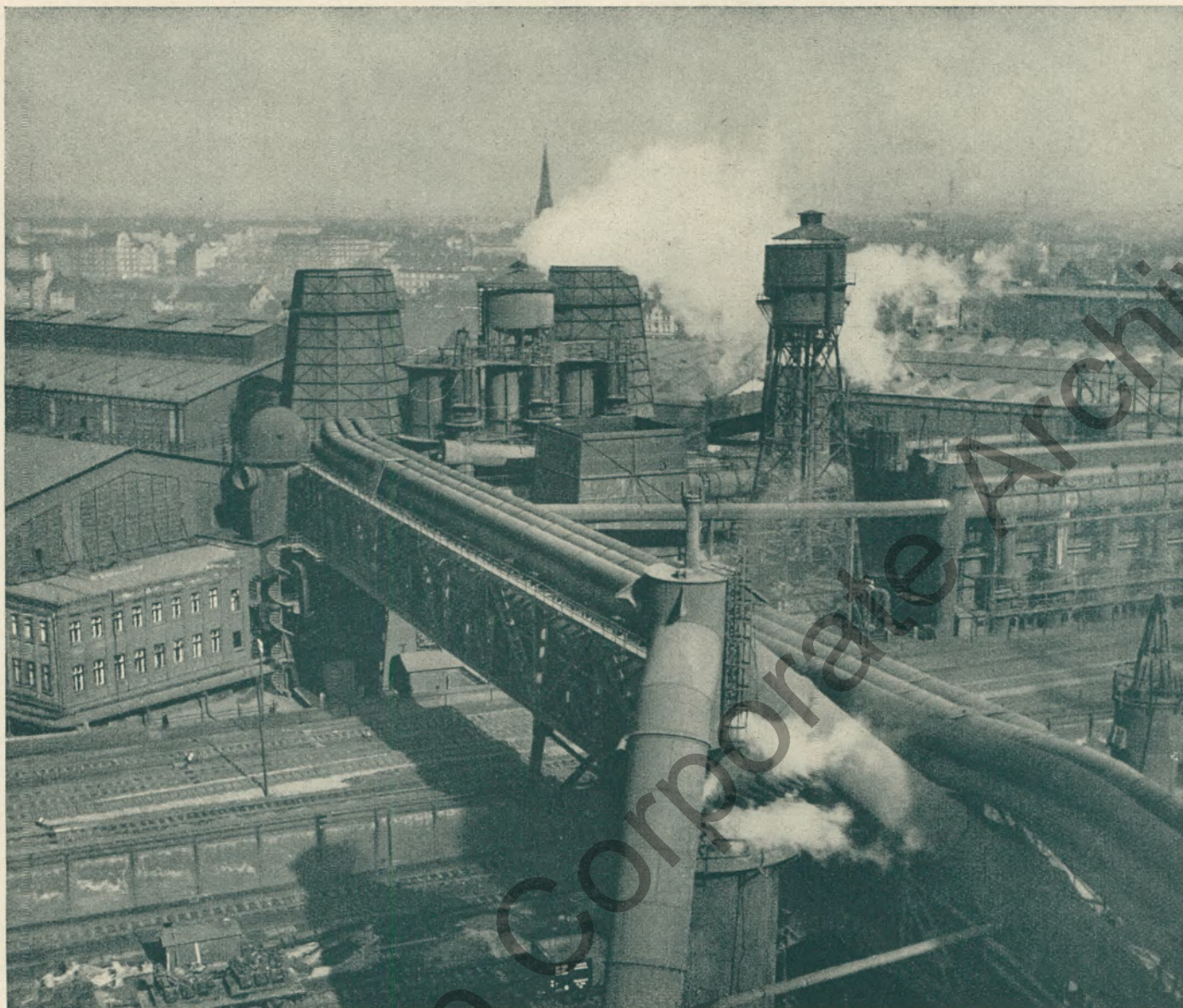
Wie sich die genossenschaftliche Rechtsanschauung im Verbandsleben selbst auswirkt, soll an den wichtigsten Verbandsformen kurz erörtert werden. Die Familie ist die unterste Gliederungseinheit des Volkes. Das Volk ist kein Haufen zusammengelesener Einzelmenschen, wie es die Sammellehre (Kollektivismus) behauptete, sondern ein gegliedertes Ganzes. Blut und Boden sind seine Grundlagen. Auf ihnen erhebt sich als erste Verbandsform die Familie. Die Ehe ist der Mittelpunkt der Familie. Sie ist nicht lediglich ein Vertrag, wie dies die Aufklärung mit ihrer Freiheitslehre und die ganze Folgezeit annahm. Sie ist vielmehr eine Ganzheit als eine Überhöhung der geschlechtlich im Gegensatz stehenden Gatten mit dem höheren und ihr wesenseigenen Zweck der Vermehrung und Erhaltung des Volkes. Die Ehe muß im Hinblick auf diesen Zweck den Erfordernissen der Rassenreinheit und der Geburtenauslese entsprechen. Ehen zwischen Deutschen und

Rassenfremden dürfen nicht geduldet werden. Ehen erbkranker Personen dürfen nur nach vorheriger Unfruchtbarmachung geduldet werden. Es ist zu fordern, daß die Eheschließenden ein Gesundheitszeugnis beibringen. Umgekehrt müssen Ehen zwischen erbgesunden Personen gefördert werden. Dem sollen außer der allgemeinen Volksaufklärung Steuererleichterungen, Ehestandsbeihilfen und ähnliche Vergünstigungen dienen.

Der Mann ist der Führer in der Ehe im Sinne des altdutschen Rechts: „Der Mann soll die Frau fassen und führen.“ Allerdings ist das Führertum des Mannes pflichtgebunden. Seine Führerstellung entspricht nur einer natürlichen Anforderung. Mann und Frau sind im übrigen gleichwertige Genossen gemeinsamen Wirkens im Sinne des Ehezwecks: „Ein Mann, ein Weib — zwei Seelen und ein Leib.“ Richtig schreibt soeben Heinrich Stoll: „Es muß Gemeingefühl unseres Volkes werden, daß der Mann nicht für sich, sondern für seine Familie verdient, und daß das Walten der Hausfrau seiner Arbeit gleichwertig zur Seite steht. Das Leben in der Familie muß eine stärkende Quelle für den Lebenskampf sein. Wo das nicht mehr sein kann, wo die Ehe in Disharmonie geendet hat, hat sie ihren Zweck verloren und gefährdet die Kinder.“

Die Frage der Ehescheidung hat sich nach dem Ehezweck und nicht nach den persönlichen Wünschen der Ehegatten zu richten. Angesichts dessen kann eine erleichterte Ehescheidung bei kinderloser Ehe, insbesondere falls eine für die Ausartung geeignete Ehe zu erwarten ist, geduldet werden. Dagegen muß bei bekindeter Ehe einer Erschwerung der Scheidung unbedingt das Wort geredet werden. Das eheliche Güterrecht ist genossenschaftlich zu gestalten. Da die Frau durch ihre Arbeit im Haushalt zum Vermögenserwerb beiträgt, muß sie auch an dem während der Ehe eintretenden Vermögenszuwachs beteiligt werden. Andererseits geht es nicht an, daß sie, die durch das vom Manne betriebene Erwerbsgeschäft ihren Lebensunterhalt findet, im Falle der Zwangsvollstreckung Teile des Geschäftsvermögens als ihr abgesondertes Eigentum in Anspruch nimmt. Überhaupt wird man die völlige Gütertrennung kaum beibehalten können. Sie würde dem genossenschaftlichen Wesen der Ehe im Wege stehen.

Die Ehe erweitert sich durch die Nachkommenschaft zur Familie. Zu ihr aber gehören weiter auch alle Blutsverwandten. Uneheliche können den ehelichen nicht gleichgeachtet werden. Denn die außereheliche Geschlechtsgemeinschaft ist als verwerflich anzusehen. Mithin entbehren die Unehelichen der den Ehelichen zukommenden sittlichen Grundlage. Allerdings ist in wirtschaftlicher Beziehung ein ausreichender Schutz der Unehelichen anzustreben. Die Familie ist zum Unterhalt eines bedürftigen Angehörigen berufen. Das bisherige Recht beschränkt die Unterhaltspflicht auf Verwandte gerader Linie und Ehegatten. Geschwister sind also einander nicht unterhaltspflichtig. Es ist aber zu fordern, daß bei unverschuldeter Bedürftigkeit die Familie vor der Allgemeinheit Unterhalt zu leisten hat. Das für die Erhaltung der Familie notwendige Vermögen, insbesondere der Grundbesitz, muß zugunsten der Familie gebunden werden. Es geht jedenfalls nicht an, daß jemand den erbten Grundbesitz ohne Rücksicht auf seine Angehörigen veräußern und den Erlös verschwenden kann. Die gesunden Gedanken des Erbhofrechts müssen nach Möglichkeit verallgemeinert werden. Ein Erbrecht kann nur soweit anerkannt werden, als ein familienhafter Zusammenhang besteht. Der Erbgang ist das wirtschaftliche Seitenstück der Auseinanderfolge der Geschlechter. Er muß daher vom Recht geschützt werden. Aber er darf nicht der selbstherrlichen und ungebundenen Verfügungsfreiheit des Erblassers ausgesetzt sein. Vielmehr muß die Volksgemeinschaft erben, wenn der Nachlaß nicht an einen nahen Angehörigen des Erblassers oder an eine Person, die ihn bei Lebzeiten unterstützt und versorgt hat, fällt. (Schluß folgt.)



Lichtbild: Erich Neßlaff.

Blick von den Hochöfen  
auf die Kraftzentrale des Dortmund-Hoerder Hüttenvereins, Werk Dortmund,  
weit über Deutschlands Grenzen bekannt unter dem Namen „Dortmunder Union“.

## Das Gesicht der „Dortmunder Union“

Gezeichnet von E. K. Höller,

Walzwerksarbeiter auf der „Dortmunder Union“ (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Das Betriebsgelände der „Union“ wird durch einen hohen, breiten Eisenbahndamm der „Staatlichen“ in zwei Hälften geteilt. Die Ausläuferenden der Fabrik drängen sich mächtig über das Stadtherz hinaus bis tief in die Vorortdörfer und -städtchen...

Weit links des Dammes die Kaltbetriebe. Diese Seite „ihres“ Werkes: Waggon-, Wagen-, Brücken-, Magnet-, Lehrwerk-, Radsatz- und Gas- und Dampfzentralbau, die sich

in wirrer Folge ihrer nüchternen Bauart, dicht neben Kleinbuden, Büros und Nebenhäuser zwängen, nennen die Unionisten einfach „Die Kalte...“

Rechts des Eisenbahndammes reihen sich die Preß-, Walz-, Thomas- und Martinwerke neben Hochöfen, Kokereien, Erz- und Trägerlager und die zu allen Betrieben notwendig gehörenden Reparaturbuden. Diese Seite der Union, diese Gesicht- und Bauchhälfte offener Feuer, glühender Eisen,



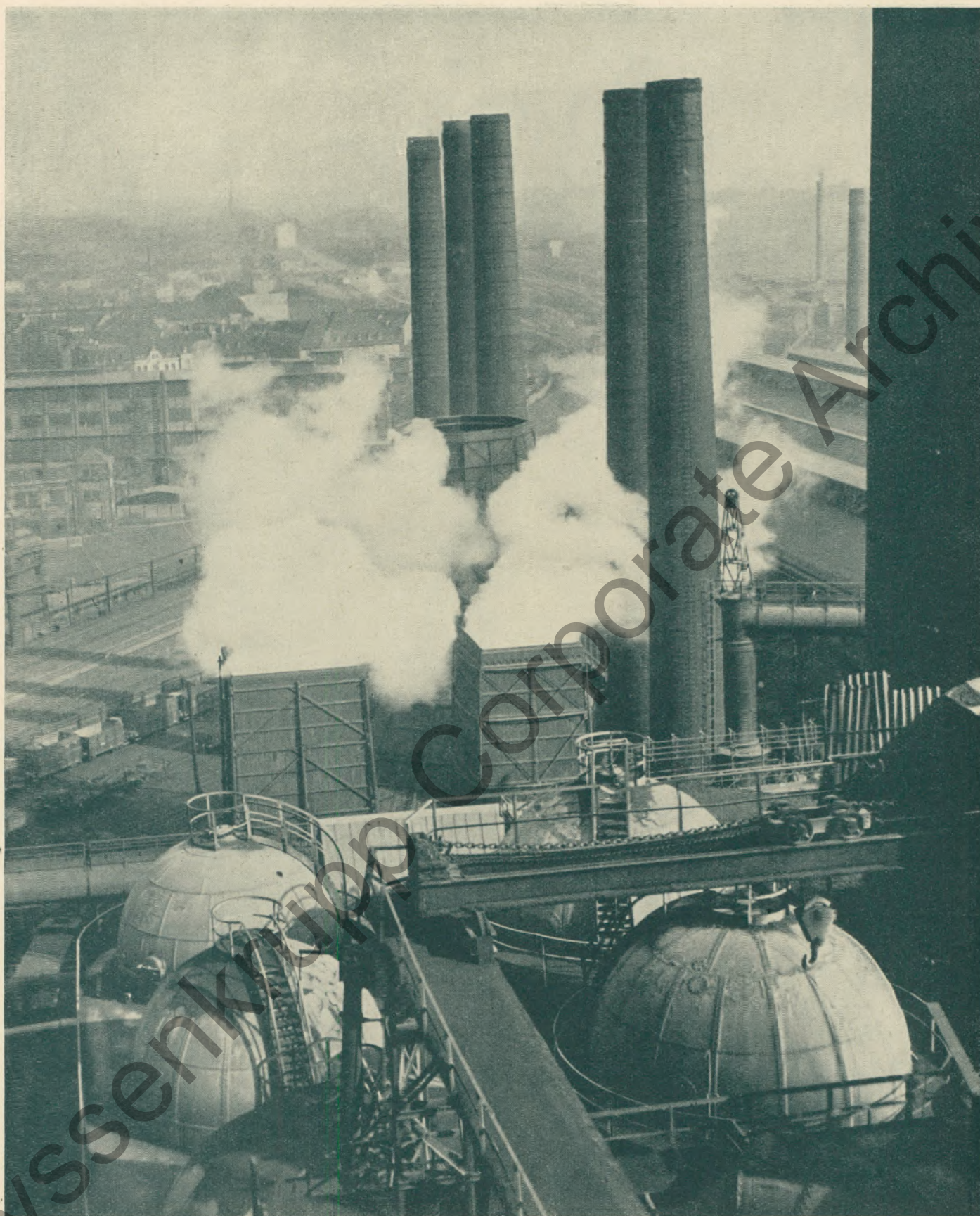
Dortmund-Hörder Hüttenverein.

Bildbild: Erich Neßloff.

„Über den Bahndamm  
der ‚Staatlichen‘ rollen zu jeder Zeit und Stunde Eisenbahnzüge . . .“

schmelzender Erze und sternspuckender Hochöfen wird wegen der schlichten Luft, die über ihr liegt, die „Warme Seite“ genannt.

Über den Bahndamm der „Staatlichen“ rollen zu jeder Zeit und Stunde Eisenbahnzüge, die uns Unionisten zu denken geben. Manche dieser Züge tragen auf hochbepackten Wagen



Deutscher Hoerder Hülfverein.

„Rechts des Eisenbahndammes

Lichtbild: Erich Kestlaff.

reihen sich die Thomas- und Martinwerke neben Hochöfen und Roßereien . . .“

Eisen, das wir gewalzt, Brücken, die wir gebaut, Anker, die wir gegossen, und Kolben, Räder, Achsen, Schienen, Träger, Lasten und Ständer, die von allen Arbeitern der Kalten und

Warmen Seite teils gebohrt, geschmiedet, gegossen, gestoßen, gefräst, gefeilt, gehobelt, getalzt, geglättet, gehämmert und poliert wurden. Jeder der Leute von hüten und drüben hat



Dortmund-Hoerde Sittensverein:

Mann am Martinofen.

Bildnis: Erich Neßloff.

sein Quantum Kraft, Gesundheit, Geschicklichkeit und Können hergegeben und somit die Möglichkeit geschaffen, die jeden Tag diese vollbepackten Züge über der Bahndamm rollen läßt.

Vielleicht ist dieses „gemeinsam Geschaffene“ das, was die Unionisten einander so gleich macht und ähnlich erscheinen läßt. Vielleicht...



Lichtbild: Erich Miegloff.

### *Lied der Arbeit.*

*Ungezählte Hände sind bereit,  
Stützen, heben, tragen unsre Zeit.  
Jeder Arm, der seinen Amboß schlägt,  
Ist ein Atlas, der die Erde trägt.*

*Tausend Schläfen müssen fiebernd glühn,  
Abertausend Hirne Funken sprühn,  
Daß die ewige Flamme sich erhält,  
Licht und Wärme spendend aller Welt.*

*Karl Bröger.*



Der Umschlaghafen.

Kemper-Lichtbild.

## Deutschlands verkehrsgeographische Lage im europäischen Wirtschaftsraum.

Von Dr. Friedhelm Böhm.

Heute, wo die Schicksale der großen Völker in bisher nicht gekanntem Maße durch wirtschaftliche Tatsachen bestimmt werden, ist auch die Frage nach den verkehrspolitischen Zusammenhängen mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Sind doch die Entwicklungsgrundlagen jeder wirtschaftlichen Betätigung letztlich ausschlaggebend bedingt durch das Maß, in dem es gelingt, trennende Räume zu überwinden und damit ein für die Heranführung der Rohstoffe und den Absatz der Fertigerzeugnisse gleich wichtiges Kostenelement herabzumindern. Die Standortverhältnisse sind also in hohem Grade abhängig von den natürlichen, verkehrsgeographischen Vorbedingungen bzw. ihrer künstlichen Beeinflussung. Verkehrslage und Verkehrsführung vermögen sonstige Standortsnachteile zu mildern oder sogar auszugleichen, andererseits aber auch etwaige Vorteile zunichte zu machen. Das gilt nicht nur für kleinere Wirtschaftseinheiten, sondern darüber hinaus auch für den Aufbau der großen Volkswirtschaft überhaupt. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, werden verkehrsgeographische Lage und Verkehrspolitik über den Rahmen ihres engeren Wirkungsraumes hinaus zu einem wirtschaftlich, zivilisatorisch und kulturell gleich wichtigen Element jeder weiterschauenden Wirtschaftsführung. Es hat denn auch gerade der Nationalsozialismus die Bedeutung schnellerer und billigerer Verkehrsbedingungen wie keine Staatsleitung vordem erkannt. Durch Bau und

Ausbau umfassender Autostraßen und Kanäle setzt die neue Staatsführung diesen Gedanken aber auch mit ihrer beispiellosen Tatkraft in die Wirklichkeit um.

Ein kurzer Überblick über Art und Umfang dieser Grundvoraussetzungen bei unseren Nachbar- und Hauptwettbewerbsländern mag den Hintergrund abgeben, vor dem sich das vielgestaltige Bild der schwierigen verkehrspolitischen Aufgaben abzeichnen soll, denen sich Deutschland heute durch die vor allem seit dem Kriege stark veränderte kontinentale Staaten- und Wirtschaftsverfassung gegenübergestellt sieht.

Frankreich, im Besitze blühender Kolonialgebiete, gestützt auf die reiche Rohstoffbasis Elsaß-Lothringens, befindet sich im Genuß aller Früchte eines siegreichen Krieges. Durch seine in reichgegliederter breiter Küste eingebetteten Handelshäfen gewinnt es eine wertvolle Ausfallpforte sowohl nach Westen zu allen transatlantischen, wie nach Süden hin zur Levante und allen transäquatorialen Handelsplätzen. Ein strahlenförmiges Netz großer natürlicher Schifffahrtsstraßen gewährleistet in Verbindung mit einem ausgezeichneten Kanalsystem eine billige Herbeiführung aller Rohstoffe wie auch eine großenteils ohne Umschlag erfolgende Ausfuhr seiner Fertigerzeugnisse.

Im Norden und Nordwesten schieben sich Belgien und Holland dem deutschen Ausfuhrdrang als mächtiger Kiesel vor. Im Besitz der Mündungsgebiete von Schelde, Maas und

Rhein kontrollieren diese beiden Länder die westlichen Expansionskräfte der kontinentalen Wirtschaftskörper und vor allem auch die Deutschlands. Besonders Belgien vermag durch sein bisher unerreichtes und von Staats wegen in jeder Richtung gefördertes, vielmäschiges Kanalsystem den Absatzraum seiner Erzeugnisse über Antwerpen hinweg ohne Schwierigkeiten in den Organismus der Weltwirtschaft vorzuschieben.

Eine besondere Vorzugsstellung hat von jeher England eingenommen. Die glänzenden Verkehrsverhältnisse dieses Landes gründen sich in erster Linie auf seine natürliche geographische Lage. Während Deutschland Entfernungen bis zur Küste von 800 Kilometer und mehr kennt, liegt in England kein Ort mehr als 100 Kilometer von der Küste entfernt. Es ist selbstverständlich, daß gerade die insulare Lage des britischen Reiches der englischen Industrie eine vor allen Wettbewerbern ausgezeichnete Standortbeschaffenheit verleiht. Groß angelegte, den ganzen Erdball umfassende Kolonial- und Schiffsahrtstützpunkte ermöglichen ihr eine Einflußkraft auf dem Weltmarkt, die eine Grenze eigentlich nur in der Wettbewerbskraft der überseeischen Konkurrenten, vor allem der Vereinigten Staaten, findet. Diese beiden Länder sind noch immer die beiden stärksten Gegenspieler auf dem Weltmarkt. Der unglückliche Kriegsausgang hat Deutschland, das zuvor das Spiel der auf dem Weltmarkt wirksamen Kräfte in etwa ausglich, um Jahrzehnte zurückgeworfen und statt dessen Frankreich einen erheblichen Vorsprung verliehen.

Nach Osten hin haben die baltischen Randstaaten, unfertige, gleichwohl straff und entschlossen geführte Gebilde einer imperialistischen Siegerpolitik, eine neue, vor dem Kriege nicht gekannte Sperre aufgerichtet. Zusammen mit dem im Süden sich anschließenden Polen, das bestrebt ist, unter staatlicher Stützung alle Wirtschaftsfäden der südöstlichen Anlieger in seiner Hand zu verknüpfen, bilden diese Länder einen trennenden Keil gegen ein außerdem noch innerlich zerrissenes Rußland. Die Versailler Grenzziehung schuf für Polen durch die Verbindung mit Odlingen den Zugang zum Meer und damit die wichtigste Voraussetzung für die machtpolitischen Pläne, deren letztes Ziel in Verbindung mit der baltischen Randstaatenfrage die Sammlung aller im Südosten angrenzenden Wirtschaftskräfte darstellt. Tatsächlich ist die durchaus folgerichtig arbeitende Politik Polens heute schon im Begriff, gestützt auf die blühenden Agrargebiete des vormaligen Westpreußens und Pommerns und die reiche Rohstoffbasis Oberschlesiens und nicht zuletzt durch systematischen Ausbau einer großen nord-südlichen Verkehrsstraße von Odlingen nach Triest, die Hegemonie unter den Nachfolgestaaten vom Baltikum bis zum Balkan zu übernehmen. Gleichzeitig tritt erschwerend hinzu, daß auch die ausgezeichnete Fertigindustrie der Tschechoslowakei stark nach Südosten drängt, um sich dort für seine übersättigten Märkte neuen Absatz zu suchen.

Erfieß demgegenüber ein tieferes Vordringen Deutschlands in das Weltwirtschaftszentrum schon vor dem Kriege in Ansehung der durch Holland, Belgien und England aufgerichteten Westbarriere auf außerordentliche Schwierigkeiten, so sind ihm erst recht heute im Hinblick auf die jetzt auch im Osten durch die Bildung der Nachfolgestaaten und die Wirtschaftsverfassung Rußlands gebildete Sperre enge Grenzen gezogen. Zweifellos sichert seine zentrale Lage unserem Vaterland verkehrsgeographische Vorzüge ganz besonderer Art. Diese Lage aber war eigentlich nur während jener Zeit von wirtschaftlich so alles überragender Bedeutung, wo die Herzkammer der Weltwirtschaft noch in weit stärkerem Maße als jetzt in Mitteleuropa beschloßen lag. Heute dagegen, wo sich der Schwerpunkt des Güteraustausches weiter nach dem Westen, zum Atlantik hin, verschoben hat, hat die binnenwirtschaftliche Lage Deutschlands an wirtschaftlicher Tragweite eingebüßt. Zwar macht die zentrale Lagerung unseres Vaterlandes inmitten des europäischen

Staatsengemenges es auf Grund seiner offenen Landesgrenzen nach wie vor zum natürlichen Durchgangsland vom Kanal bis nach Osteuropa, von Skandinavien bis zum Balkan und nach Oberitalien. So weist denn auch Deutschland eines der besten Eisenbahnnetze der Welt auf. In Berlin kreuzen sich z. B. die Linien von und nach Kopenhagen, Moskau, Wien, Marseille und Ostende. Über die hindernden Alpen hinweg schlägt die Eisenbahn via Genua den Bogen nach Süden bis zur Levante und dem Orient. Eine Umgebung Deutschlands im Eisenbahnverkehr ist also in wesentlichem Umfang schwer durchführbar. Und im europäischen Luftverkehr ist Deutschland als Mittelglied und Stützpunkt geradezu unentbehrlich. Aber die mehr kontinentale Bedeutung dieser Durchgangsstraßen und Knotenpunkte ist zurückgetreten gegenüber der Stellung, die die mit der ungeheuren Kapazitätssteigerung der Vereinigten Staaten, der neuerlichen Industrialisierung Südamerikas, Indiens und auch Chinas verbundene Verlagerung des Weltmarktes den Seehäfen zugewiesen hat.

Wie ist es hier bei nüchterner Betrachtung um Deutschland bestellt? Der Wert unserer Ostseeküste ist zunächst ein nur verhältnismäßig geringer, da die Ostsee — ziemlich abgeschlossen — nur mangelhafte Verbindung nach Westen hin besitzt. Knotenpunkte im Sinne des weltwirtschaftlichen Güteraustausches bilden unsere Ostseehäfen jedenfalls nicht.

Darüber hinaus aber hat es sich gezeigt und wird sich wahrscheinlich in kommenden Jahren in noch stärkerem Maße zeigen, daß die sicherlich glanzvolle Öffnung und Erschließung unserer Nordseehäfen nur zum Teil die Vorteile auszugleichen vermögen, in deren Besitz sich die westlichen Auslandshäfen Rotterdam und Antwerpen auf Grund ihrer natürlichen Stromverbindung mit den riesigen Erzeugungs- und Verbrauchsstätten an Rhein und Ruhr befinden. Die Kraftlinien dieses großen Industrienezes folgen eben dem natürlichen Lauf des Rheinstromes und haben hier dem Austausch schwerindustrieller Erzeugnisse seit langem ein breites Bett in nördlicher Richtung bereitet. In westöstlicher Richtung finden sie in der Lagerung der großen Kohlenvorkommen eine mächtige Stütze. Während z. B. der äußerste östliche Punkt des eigentlichen Industriegebietes, Hamm, den Einflußbereich der westdeutschen Großindustrie schon bis an die Elbe vorschiebt, reicht die westliche Spitze mit dem Aachener Steinkohlenrevier an die holländische Grenze und damit nach Rotterdam und Antwerpen hin. Hinzu kommt, daß die seit langem stark ausgeprägte Verkehrsförderung der westlichen Länder in große Teile Badens und Württembergs wie auch des westlichen Bayerns in den Einflußbereich dieser Häfen hineinzieht. Darüber hinaus aber bildet endlich der Rheinstrom — das darf nicht vergessen werden — in Verbindung mit der sich im Süden anschließenden burgundischen Pforte die große mitteleuropäische Durchgangsstraße von der Nordsee bis zum Mittelmeer.

In der so gekennzeichneten Lage liegt der verkehrspolitische Zwiespalt begründet, der seinen Ausdruck in den langjährigen Wettbewerbskämpfen findet, in denen die deutschen Nordseehäfen und die westlichen Häfen Rotterdam und Antwerpen sich gegenseitig das Verkehrsaufkommen der Industriezentren an Rhein und Ruhr streitig zu machen versuchen. Diese weitgehende Überschneidung des Hinterlandes deutscher Seehäfen durch den Einflußbereich der holländischen und belgischen Plätze macht natürlich die Verkehrs- und insbesondere die Seehafentarifspolitik zu einer ebenso verwickelten wie lebenswichtigen Frage. Alle hier möglichen mehr oder weniger konstruktiven Lösungen bleiben aber unvollkommen, solange diese großen Aus- und Eingangstore des Überseeverkehrs unserem Ausfuhrdrang nicht stärker geöffnet werden. Spätere, von einem größeren Räume überschauenden Blick getragene Jahrzehnte werden daher auch möglicherweise der Nordwestecke Europas ein neues Gesicht geben.

Liegen somit die deutschen Seehäfen verhältnismäßig

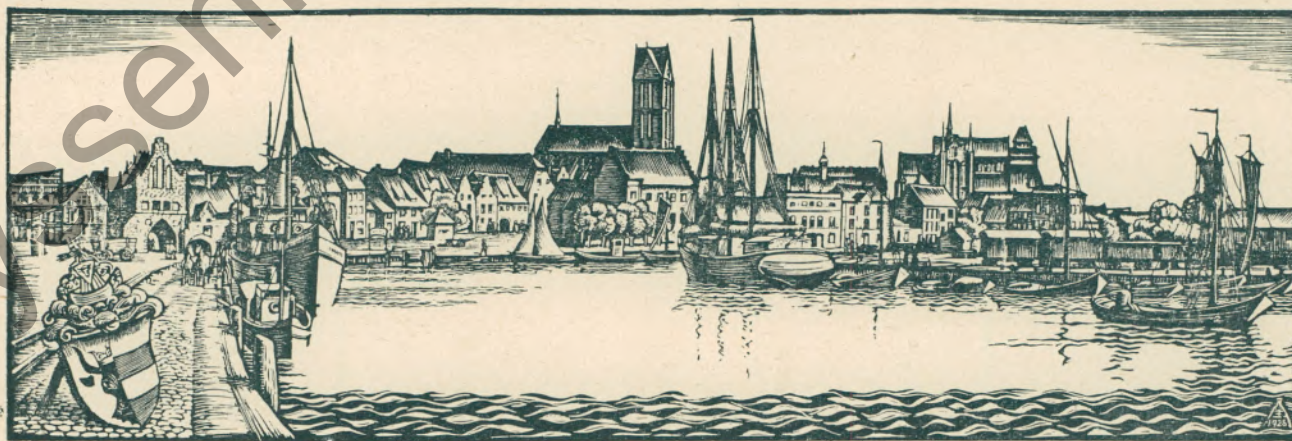
ungünstig zu den wichtigsten deutschen Erzeugungsstätten — Weser und Elbe vermögen trotz gewisser Kanalverbindungen die wichtige Rheinschiffahrtsstraße nicht zu ersetzen —, so erleichtern doch die großen, zumeist in nordöstlicher Richtung fließenden Ströme die wirtschaftliche Durchblutung des ganzen Landes bis hinein in die feinsten Kanäle in weitgehendem Maße. Allerdings franken die deutschen Ströme an einem ausgeprägten Mangel natürlicher oder auch nur künstlicher Querverbindungen, die nicht nur die einzelnen Verkehrsstraßen miteinander verbinden, sondern gleichzeitig auch den Strömen gegenseitig neuen Verkehr zuführen könnten. Abgesehen vom Rhein-Herne-Kanal und Dortmund-Ems-Kanal, Wasserstraßen, die für den Westen zweifellos von außerordentlicher, im Rahmen des Gesamtwasserstraßennetzes aber doch von geringerer Bedeutung sind, kann kaum von wirtschaftlich verwendbaren Querverbindungen gesprochen werden. Den Nutzen daraus zieht natürlich die Schiene, der infolgedessen der in westöstlicher Richtung und umgekehrt sich vollziehende deutsche, vor allem auch umfangreiche internationale Güteraustausch zufällt.

Die einzige Ausnahme bildet die Donau. Zwar außerhalb des eigentlichen tragenden deutschen Wasserstraßenverbandes gelegen, ist mit der Donau doch in ähnlichem Sinne wie mit dem Rhein das Schicksal Deutschlands in Vergangenheit und Zukunft verbunden. Stellt doch der große Strom, durch den nicht weniger als sechs Staaten mit dem Weltverkehr in Verbindung stehen, das einzige Ausfalltor im Verkehr mit den ost- und südosteuropäischen Ländern dar. Allerdings bilden die aus der Zerschlagung Österreich-Ungarns hervorgegangenen Nachfolgestaaten — wenigstens heute noch — ein einziges wirtschaftspolitisches Chaos. Der Jahrhunderte alte, auf der Donaustraße sich vollziehende Güteraustausch, in Deutschland gesammelt und getragen von einem geschlossenen politischen Willen, wird im Mittel- und Unterlauf beim Durchgang dieser Staateengebilde zerbröckelt und zerlegt, um zuletzt nahezu ausgehöhlt im Osten zu versanden. Aber es ist auch hier zu hoffen, daß die große Aufgabe, einen gesunden Kern zu bilden, um den sich das Staatengemisch des südosteuropäischen Raumes sammeln und aus der Gemengelage in die große politische und wirtschaftliche Flurbereinigung überführt werden kann, auch dort im Südosten ihre Lösung findet.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit und Verzweigkeit der deutschen Wirtschaftskräfte stellt naturgemäß die Verkehrspolitik, d. h. die zweckmäßige Führung der einzelnen Verkehrsmittel, vor um so schwierigere Aufgaben, als sich die Lebensvoraussetzungen des Verkehrs wesens gegenüber früher gewandelt haben. Die zuvor ständig wachsenden Verkehrsströme sind heute, abgesehen von dem augenblicklichen, allgemeinen wirtschaftlichen Tiefstand, stark zurückgegangen und haben einer ruhigeren Entwicklung Platz gemacht.

Statt dessen sehen wir heute unter dem revolutionierenden Einfluß neuer Verkehrsmittel zugleich mit einer gewissen Verschiebung des Aufgabenkreises der bestehenden Verkehrsmittel eine starke Gefährdung ihres Verkehrsbesitzstandes. Die gewaltige Wiederbelebung der Landstraße und die hoffnungsvolle Entwicklung des Luftverkehrs scheinen die gesamte Verkehrsgestaltung auf völlig veränderte Grundlage stellen zu wollen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die wachsende Wettbewerbskraft der neuen Verkehrsmittel einerseits vielfach ein unorganisches Durcheinander der von den verschiedensten Stellen verwalteten Verkehrsmittel, andererseits aber auch Kampfmaßnahmen der auf ihre wirtschaftsfördernde Bestimmung pochenden alteingesessenen Verkehrsmittel heraufbeschworen hat. Besonders die in einer organischen, jahrzehntelangen Entwicklung aufgebaute deutsche Reichsbahn sieht sich heute in ihren Grundfesten um so einschneidender bedroht, als sie ohnehin durch größtenteils nicht ihrer Einflußkraft unterliegende Umstände in ihrer finanziellen Bewegungsfreiheit stark gehemmt ist. Teils auf dem Vertrags-, teils auf dem Gesetzeswege sind daher vor einiger Zeit neue Mittel in unserer Verkehrsentwicklung eingesetzt worden, an deren Ende hoffentlich eine für alle beteiligten Verkehrsträger befriedigende Befundung stehen wird.

Diese strukturellen Veränderungen unseres Verkehrsgefüges werfen naturgemäß ihre Schatten auch auf die bedeutungsvolle Aufgabe, die der Verkehrspolitik hinsichtlich der Wettbewerbsstärkung der heimischen Wirtschaft gegenüber dem Ausland zufällt. Sie gipfelt, auf eine knappe Formel gebracht, in der Forderung, durch zweckmäßige Verkehrsführung und Frachtenpolitik einen Ausgleich zu schaffen gegenüber allen jenen Standortsmängeln, die den nationalen Wirtschaftsorganismus im Vergleich zum Ausland benachteiligen. Daraus ergibt sich zugleich die umfassendere Aufgabe, den Betätigungsraum der heimischen Wirtschaftskräfte weiter in das große Gefüge der Weltwirtschaft vorzuschieben. Rhein und Donau sind die großen Verkehrsstraßen, von deren Wiedererschließung das künftige Schicksal der deutschen Wirtschaft abhängen wird. Wir hier im Westen denken dabei vor allem an den vor uns liegenden mächtigen Strom, mit dem ja das Leben jedes einzelnen von uns auf irgendeine Weise verbunden ist. Vielleicht werden dann einmal in einem anderen, größeren Sinne die begeisterten Worte Friedrich Lists über den großen Strom wahr: „Das Wort Rhein ist Leben; das Wort Rhein ist Größe; das Wort Rhein ist Macht und Kraft. Als Gott der Herr Deutschland erschuf, da war es ein unförmlicher Klumpen — eitel Dreck und Sand ohne allen Wert. Da steckte er ihm den Rhein in den Rücken und Deutschland stand aufrecht und kraftvoll dar — ein Riese unter den Ländern.“



Der Binnenhafen von Emden.

Holzschnitt von Friedr. Seyerabend.

# Aufstand in Altena.

Eine kleine Geschichte vom großen König.

Von Theo D. Gronen.

Friedrich der Große hatte gleich seinen Ahnherren bei seiner Thronbesteigung der Fabrikgegend der ehemaligen Grafschaft Mark — sie gehörte seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts den Grafen von der Mark, seit dem vierzehnten Jahrhundert den Grafen von Cleve, und seit 1609 bzw. 1666 gehörte sie zu Brandenburg — die ehemals feierlichst versprochene Militärfreiheit erneut bestätigt. Die Militärfreiheit war hier deshalb gegeben worden, weil man höheren Orts eingesehen hatte, daß die unzähligen Arbeiter der Mark durch ihrer Hände Arbeit einen sehr einträglichen Industriezweig förderten, was sicher nicht minder so wichtig war als der Militärdienst in Friedenszeiten. Trotz alledem waren die mackeren Märker im Siebenjährigen Kriege freiwillig zu den Fahnen des preussischen Heeres geeilt, hatten sich überaus tapfer geschlagen, davon es manche Anekdote zu erzählen gäbe; aber als der Friede geschlossen, kehrten sie einmütig zu ihren früheren Beschäftigungen wieder zurück.

Das Kommando über die Provinz Westfalen war dem verdienten General Freiherrn von Wolffersdorf übertragen worden. Diesem alten Soldaten wollte es gar nicht in den Sinn, daß die tapferen Märker nur im Kriege Soldaten gewesen, sondern es verdross ihn noch sehr, daß er nicht das Recht haben sollte, diese großen, starken Burschen in das erste Glied seines in Hamm stehenden Leibregiments einreihen zu können. Überdies wollte der General durchaus nicht einsehen, daß nur die Industrie das alleinige Recht haben sollte, über diese Leute zu verfügen, zumal sich in seinem echten Soldatenhirn die feste Überzeugung herausgebildet hatte, der liebe Gott habe die großen Menschen nur geschaffen, daß sie den preussischen Regimentern zur Zierde gereichten, zumal die Industrie die Menschen viel zu schnell verbrauchte.

Bisher hatte der alte Haudegen lediglich aus heillosem Respekt vor dem großen König davon abgesehen, diese nun einmal gewährte Militärfreiheit eigenmächtig aufzuheben. Aber einmal sollte doch die große Leidenschaft, die er für das Militär gefaßt hatte, mit ihm durchgehen, und er faßte den festen Entschluß, einen Gewaltstreich auszuführen, die herkulischen Arbeiter einfach einzufangen und seinem Regimente einzuverleiben. So stellte er sich denn an die Spitze seiner Leibkompanie und marschierte über Neuenrade um den Wicksberg herum auf Altena zu, welches am Fuße dieses Berges liegt. Aber die Altenaer hatten rechtzeitig von dem eigenmächtigen Vorgehen des Herrn Wolffersdorf Kenntnis erhalten, und eine große Entrüstung bemächtigte sich ihrer.

„Dei Kerl soll de Döfel holen!“ riefen sie außer sich vor Wut. „Dei falschen Kerl! Capperlot! Mit seinen bloen Jacken! Hei kommt ja von Wicksberge. Wacht, wie welt en wicksen, hei soll an uns denken!“

Und gleich schritten sie zur Vorbereitung der Verteidigung, die sie zum Widerstande gegen eine solche militärische Willkür trafen. Wolffersdorf rückte mit seinen Soldaten vom Wicksberge herab auf das kleine Städtchen Altena zu. Von dieser

Seite führten nur enge Gäßchen in die Stadt, sie waren aber von den empörten Arbeitern derart vollgepfropft, daß keiner der Soldaten hindurchkommen konnte.

In den vordersten Reihen standen Männer, mit glühenden Stangen bewaffnet; wurden dieselben kalt, so traten andere mit frisch geglähten an ihre Stellen. Alle Greise der Stadt blieben an den Essen beim Glühen der Stangen zurück. Die Weiber dagegen gossen siedendes Wasser, welches die Kinder dauernd vom Herde zuschleppten, von den Dächern auf die Köpfe der mehr als erstaunten Soldaten. Die ganze Bevölkerung nahm an diesem erbitterten Aufstande teil. Zu gleicher Zeit wurde die Sturmlocke geläutet, und in das dumpfe Geläute mischte sich das Wutgeschrei der Altenaer, die lieber bis auf den letzten Mann zu kämpfen gedachten, als auf ihr verbürgtes Recht endgültig zu verzichten.

Auf einen derartigen ernstlichen Widerstand hatte der General, der als ein Held des Siebenjährigen Krieges gewohnt war, überall, wo er mit seinen Mannen erschien, die Feinde zu schlagen, wirklich nicht gerechnet. Er knirschte vor Wut, sah aber endlich ein, daß er hier nichts ausrichten konnte, und so gab er schweren Herzens nach zweistündigem Kampfe, in welchem mancher Soldat niedergestreckt worden war und sehr viele gefährliche Brandwunden davongetragen hatten, den endgültigen Befehl zum Rückzuge.

Beim Abziehen des sehr enttäuschten Generals und seiner Truppe verwandelte sich das Wutgeschrei der gesamten Altenaer Bevölkerung in ungeheuren Jubel und Jauchzen. Am kommenden Sonntage wurde in der Kirche ein Dankfest gefeiert. Zum Texte seiner Predigt wählte der Pfarrer der Gemeinde den treffenden Vers 28 aus dem 19. Kapitel des Zweiten Buches der Könige, welcher lautet:

„Weil du wider mich tobest und dein Übermut vor meinen Ohren heraufgekommen ist, will ich dir einen Ring in die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul, und will dich den Weg umführen, den du gekommen bist.“

Die Kunde von dem Gewaltschritte des Generals und dessen Ausgang verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Lande und machte gewaltiges Aufsehen. Der Magistrat und die Bürgerschaft der heimgesuchten Stadt unterließen es keineswegs, Friedrich dem Großen den unerhörten Vorfall getreulich zu berichten. Hierauf erließ der Alte Fritz folgende Kabinettsorder an den General:

„Mein lieber Generalleutnant von Wolffersdorf!

Es ist offiziell angezeigt worden, welche Disturbationen (Störungen) Er in dem Städtchen Altena in der Grafschaft Mark gemacht hat. In Erwägung Eurer sonstigen Meriten (Verdienste) will ich diese mauwaise Geschichte für diesmal pardonieren, werde Euch aber nach Spandau schicken, wenn Ihr je eine ähnliche Abnormität Euch solltet zu Schulden kommen lassen.

Cans-Souci, den 11. August 1770.

Friedrich.“

## Worte Friedrichs des Großen.

Große Männer sind den Verfolgungen ausgesetzt. Sind nicht die Bäume, deren Wipfel in die Wolken ragen, den Stürmen mehr preisgegeben als die Sträucher, die in ihrem Schatten wachsen?

An Voltaire. 9. 9. 1736.

Man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben.

An Beausobre. 30. 1. 1737.



Trail am Columbia, die größte Gold- und Silberschmelze Kanadas.

## Werkstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolper.

### III. Winterfahrt durchs Bergland des Nordwestens.

Copyright by Paul List Verlag, Leipzig.

Ich bin Autobesitzer.

In Anaconda hatte ich langsam einen Schatz von Dollars angehäuft. Aber mehr und mehr begann ich auch, mich aus dieser Umgebung fortzusehen. Bei aller Zurückhaltung ist es doch auf die Dauer ausgeschlossen, sich innerlich ganz von seiner Umgebung fernzuhalten, zumal, wenn man sich immer bemüht, sie kennen und verstehen zu lernen. Langsam verliert man wie diese Menschen jedes Gefühl dafür, daß man noch für etwas Höheres lebt, als um zu essen und zu schuften.

Und dann hatte ich genug davon, jeden Tag vor dem Arbeitsamt Schlange zu stehen und zu warten, bis ich wie ein Stück Vieh ausgemustert und zu der betreffenden Arbeit gewiesen wurde. Denn da ich möglichst viel herumkommen und sehen wollte, ließ ich mir alle paar Tage eine andere Arbeit geben, und das richtete sich natürlich danach, wo jemand gebraucht wurde. Auf diese Weise hatte ich in Anaconda gesehen, was ich kennenlernen wollte.

Zudem wurde es im Dezember sehr kalt dort oben in Montana. Nach kurzem Lauwetter war der Schnee verhasst, und ein scharfer Wind legte über die Hochebene. Da träumte man von Kalifornien. Mit den Vögeln war schon dieser oder jener meiner Kumpels südwärts gezogen. Bill hatte seine Siebensachen auf seinen Chevrolet gepackt und wollte nach Texas auf die Baumwollplantagen, Piet war als blinder Passagier auf den Puffern eines Güterzuges nach Kalifornien zu Verwandten gefahren — arbeiten konnte man ja nächsten Sommer wieder! Da zwickte auch mich das Reisefieber.

In all diesen Wochen war mir die Bibliothek Anacondas eine wahre Dase gewesen. Diese öffentlichen Bibliotheken in USA., die oft auch in kleinen Orten über erstaunlich große Mittel verfügen, sind eine hervorragende Einrichtung. Wenn draußen der Sturm heulte, saß ich geborgen vor einer Landkarte, vor Büchern und Zeitschriften, träumte von meiner Reise und machte Pläne. Wenn ich wieder etwas gefunden hatte, machte ich mir bald ein Zeichen, bald eine Notiz, wo etwas los war: hier lag eine Bleigrube, da ein Kupferschmelzer — immerhin war ich ja auf einer bergmännischen Studienfahrt —, dort lockte das Gebirge oder eine berühmte Stadt. So baute sich langsam ein großartiger Schlachtplan auf. In Kanada wollte ich die Schmelzer von Trail besuchen, San Francisco mußte ich sehen, Del in Südkalifornien, Kupfer in Arizona, Silber, Kupfer, Zink und Kohle in Utah um Salt Lake City herum. Und ich wollte nicht nach Europa zurückkehren, ohne vorher den Gran Cañon des Colorado kennengelernt zu haben. Nach einem Abstecher ins Hochgebirge konnte ich mir auf dem Rückweg Ford in Detroit und die Stahlwerke von Chicago und Pittsburg ansehen. Das war ein interessanter Reiseplan! Freilich mußte ich mir jeden Pfennig für den Unterhalt und die Reisekosten, soweit ich sie bezahlen würde, selbst verdienen. Aber bloß deshalb, weil ich kein Geld hatte, solch herrliche Reise unterlassen? Ausgeschlossen!

Es ging gegen Weihnachten, und eine alte Jungfer hatte mich bereits zum althergebrachten Puter eingeladen. Aber das war nicht mein Fall, mich von fremden Leuten und ihrer dünnen amerikanischen Sentimentalität als Peter in der

Fremde beimuttern zu lassen. Aus Anaconda mußte ich fort, noch vor dem Fest. Droben im Gebirge wollte ich mein Weihnachten feiern.

Schön gedacht — aber wie hinkommen? Schon seit Wochen grübelte ich über die Reismöglichkeit. Als ich vor fast einem Vierteljahr auf der Harley Davidson, meinem stolzen Motorrad, nach Butte gekommen, war es Herbst gewesen. Inzwischen hatte der Winter seinen Einzug gehalten, und der ist auf der rauhen Hochebene nicht sehr gemütlich. Nein, Motorradfahren kam bei dem Schnee und Harsch und bei der Kälte nicht in Frage. Und Schnee würde jetzt bis an die ferne Küste des Stillen Ozeans liegen. Also, was tun mit dem Rad? Es per Fracht bis dorthin zu schicken, hätte soviel wie ein neues gekostet. Es ließ sich auf die Dauer nicht verheimlichen, daß ich von meinem treuen Freunde scheiden mußte.

Ich hätte die Maschine gern verkauft. Aber wer kauft in Montana ein Motorrad, zumal im Winter? Ich hätte es nur verschenken können! Wie ich mich also umhörte, um die Lösung dieses Problems zu finden, entdeckte ich einen schmierigen Polen, der sich erbot, mein Rad gegen sein uraltes, leicht bemooftes Auto zu tauschen, einen unverwundlichen Dodge, die angeblich nicht totzukriegen sind. Das scheint jedem Europäer ein vortrefflicher Tausch. Das war es aber keineswegs, denn alte Autos sind in USA. wohlfeil wie junge Hunde, man kann sie auf der Straße auflesen. Doch mir war damit gedient, denn mit dem Motorrad konnte ich im Winter nicht fahren, aber mit dem Auto würde ich über die Pässe an die Küste des Stillen Ozeans kommen — so dachte ich.

Der einbeinige, schmutzige und meist betrunkene Notar schloß einen salbungsvollen Kaufvertrag ab, und ich war begeisterter Autobesitzer! Ein paar Tage fuhr ich in der Gegend umher und lernte erst einmal richtig fahren.

#### Anaconda hinter mir.

Am 21. Dezember war Lohnstag. Abends ein letzter Umtrunk mit den Kumpels, die ich nie wiedersehen würde. Am anderen Morgen ging's los, Richtung West ins Gebirge, das ich vorläufig vom Hüttenberg hinter Anaconda schon verheißungsvoll schneeleuchtend hatte liegen sehen. Es war ein grimmig kalter Morgen. Aber es stürmte nicht mehr. Die Sonne lachte vom strahlend blauen Himmel herab. Auf der Höhe hielt ich und schaute zurück. Hinter mir lag der mächtige Schmelzer am Fuße der zerklüfteten, felsigen Bergkette. Auf einem kleinen Felsen stand der riesige Schornstein, der eine Wolke von Pest und Schwefel in die Winterpracht hinaus sandte, wo sie unbewegt vom Winde in dem lachenden Himmelsblau schwebte. Am Fuß des Schlotes stand die Hütte mit Hallen, Brücken und Gerüsten, und ihr emsiges Brausen drang zu mir herauf. Anaconda lag hinter mir, die weite Welt vor mir — ein herrliches Gefühl!

Los! Gas gegeben und losgetöfft. Hei, wie das rumpelt! Wie liegt es sich lässig auf dem Steuerrad, indes das Band der Straße unter mir rückwärts läuft. Der Weg stieg an, der Schnee wurde eine zusammenhängende, glitzernde Decke. Gegen Mittag tauchte die zackige Hauptkette des Bitter-Root-Gebirges auf, die ich morgen übersteigen würde. Mir war zum Jubeln zumute. Schneller, schneller, mein Auto! Fast wäre ich vor Begeisterung in einen Graben gefahren. Diese herrlichen Berge! Es war eine Art von richtigem Weg, auf dem ich fuhr. Meistens ließ er sich trotz des Schnees ziemlich genau von der Prärie unterscheiden. Manchmal freilich machte ich unfreiwillige Abstecher in den Sagebrush.

Am Nachmittag hatte ich die Hochebene überquert und kam in das Gebirgsland, das als Ganzes keinen Namen hat, aber dessen Hauptkette als Bitter-Root-Range bekannt ist. Sie steigt bis zu 2300 Meter hoch an und bildet die Grenze zwischen Montana und Idaho. Ich fuhr durch prächtige Winterlandschaft am Missoulafluß entlang, der starkes Ge-

fälle hat. Er kommt von der kahlen Hochebene und fließt direkt auf die Bitter-Root-Kette zu, um plötzlich in scharfem Knick abzubiegen. Die Straße, die ihm folgt, ist bei St. Regis am Fuß des Gebirges nur noch 350 Meter hoch, um dann in steilen Kurven zum 1560 Meter hohen Lookoutpaß emporzuklettern. Dies ist auf eine weite Strecke der einzige befahrbare Paß im Nordwesten Amerikas.

#### Im Erzgebiet der Coeur d'Alène.

Am Abend kam ich nach Missoula, einem bedeutenden Holzzentrum. Hier beginnen die unendlichen Tannenwälder Nordostmontanas und Nordidahos. Im Westen schließen sich die ausgedehnten, im einzelnen noch gar nicht vermessenen und erforschten Weißkiefernwaldungen Washingtons und Oregons an, die bis in den Norden Britisch-Kolumbiens reichen. Dies riesige Waldgebiet ist das größte Nordamerikas. Es deckt, trotz der großen Transportkosten, zum weitaus größten Teil den Bedarf der Vereinigten Staaten und Kanadas an Bauholz, Gruben-, Schiffs- und Industrieholz. Und es führt sogar nach Übersee aus. Holz ist die Grundbedingung für alles Leben dieser Gegend. Holz baute Sägereien, Schindelfabriken, große Papiermühlen, baute Eisenbahnen und Straßen, schuf Städte, gründete Vermögen.

Zugleich liegt in diesen Wäldern verstreut ein reicher Schatz verborgen: das Erz. Berühmt ist das Silber, Blei und Zink des Erzgebietes der Coeur d'Alène in Idaho, die mein nächstes Reiseziel war. Ein gutes Drittel des Zinks der Welt und ein knappes Viertel des Silbers kommt aus dieser Nordwestecke der Vereinigten Staaten und dem anschließenden Britisch-Kolumbien. Es wird zum größten Teil in Anaconda und Great Falls oder drüben in Kanada in Trail verhüttet. Daneben finden noch erhebliche Mengen Erz den Weg zu belgischen Schmelzern; denn die Fracht dorthin ist infolge der billigen Seefahrt nicht teurer als nach den Hütten des Mittelwestens. Dabei sind die Schmelzkosten bei den niedrigen Löhnen in Europa viel geringer.

#### Kampf mit dem Lookoutpaß.

Am anderen Morgen um zehn Uhr war noch dichter, zum Fahren fast gefährlich dichter Nebel. Aber mein Herz lachte. Es würde ein goldener Tag werden, wenn die Nebel sanken. Bald schloß mich wieder das einsame, schweigende Gebirge ein. Um Mittag gab's ein Märchenspiel: die Nebel sanken! Es war wie das Aufgehen des Vorhangs für die große Oper, als ein Windstoß den dichten, kalten Wolfenschleier spaltete und das sonnenlachende winterliche Gebirge vor mir lag! Berggipfel und Grate leuchteten vor dem blauen Himmel, graue Nebelfetzen hatten sich im Tannenwald in halber Höhe festgebissen und schienen das Bild darüber in überirdische Ferne zu entrücken. Zur Rechten und zur Linken lagen die Vorberge mit dunklem Wald, über den der Raufreif sein duftiges Kleid geworfen hatte, und im Vordergrund rauschte der grüne Missoulafluß.

Am Nachmittag griff ich im tiefen, frostknirschenden Schnee einen Wandersmann auf und nahm ihn mit. Es war ein fahrender Geselle, der barhäuptig im Overall, ein mageres Bündel unterm Arm, am Tage vor Weihnachten durch Schnee und Einsamkeit stapfte. Er war Deutscher, wie ich bald an seiner Sprache erkannte. Seit vierzehn Jahren war er im Lande, seit vierzehn Jahren wanderte er von New York nach New Orleans und vom heißen Süden in den kalten Nordwesten, arbeitete auf Farmen und in Gruben, fällte Holz im Norden und pflückte Apfelsinen im Süden. Er reiste als blinder Passagier auf Güterzügen oder bömmte auf fremden Autos — seit vierzehn Jahren. Sauber, still und ehrlich sah er aus, wie er so melancholisch seine Geschichte erzählte. Er sei in Frankfurt zur Dienerschule gegangen — nun sei er Landstreicher. Aber nächsten Sommer wolle er fünfhundert Dollar

sparen und nach Deutschland zurückkehren, sagte er — wie er es wohl seit vierzehn Jahren jedesmal am Tage vor Weihnachten gesagt hat.

Die Straße führte hart am Missoulafuß entlang und war aus der Böschung herausgeschnitten. Wir fuhren ziemlich schnell. Als der Weg einmal eine Biegung machte, sah ich plötzlich mit eisigem Schreck, daß er unvermittelt abbrach — bis hierher war er neu gebaut worden: vor mir war nichts als der steile Hang. Alles Bremsen nützte auf die kurze Entfernung nichts mehr. Ich drehte im letzten Augenblick gegen die Böschung und prallte mit grobem Stoß auf. Glücklicherweise fingen die Bremsen den Rückstoß auf, sonst wären wir unweigerlich in die gurgelnde grüne Flut des Missoula gestürzt.

Ich muß gestehen, der Augenblick, als ich den klaffenden Abgrund vor mir sah und die Bremsen anzog, war schauerlich. Mir schien nachher, als sei in dieser Sekunde mein ganzes Leben wie ein Filmstreifen vor mir vorbeigekannt. Und es dauerte eine Weile, bis ich ein heftiges Zittern des ganzen Körpers überwand.

Der Wagen hatte sich so im Schnee festgefahren, daß wir ihn mit der Schaufel freigraben mußten. Gut, daß ich nicht allein war! Der Kühler war verbogen, die Windschutzscheibe gesprungen und die Kotflügel eingedrückt, aber sonst waren wir mit dem Schrecken davongekommen. Wir mußten zur nächsten Ortschaft zurück. Dort tröstete man uns mit dem Hinweis, welch ein Glück wir gehabt hätten: vier Autos mit sechs Personen seien an dieser Stelle schon abgestürzt, tödlich natürlich. Auf die Idee, die Straße zu sperren, schien noch keiner gekommen zu sein? — O doch, es sei eine rote Fahne angebracht, aber sie wäre wohl eingeschneit. Übrigens, ob ich in den Missoula stürzte oder auf dem Lookoutpaß einschneite, sei schließlich gleichgültig, denn über den Paß käme ich doch nicht, meinten die Leute.

Auf Umwegen kamen wir nachmittags nach St. Regis. Da gab es Kaffee und Krapsen und eine vorzügliche Auskunft. Während der Paß gewöhnlich schon im September oder Oktober durch Schnee versperrt ist, war er gerade dieses Jahr noch Mitte Dezember gut befahrbar. Der Tankstellenbesitzer war erst vor ein paar Tagen herübergekommen. Er behauptete zwar, man müsse Schneeketten haben, und er habe welche da für 4,50 Dollar. Aber ich ließ mir keine aufschwagen, es lag ja so wenig Schnee.

Wir nehmen nochmal tüchtig Benzin, dann geht es hinauf in den köstlichen Bergwald. Bald liegt das Missoulatal tief unter uns. Hei, wird das eine Fahrt über den abendlichen Paß! Der Hochwald schimmert im Nebel, ein herrliches Bild! Aber so schön er ist, er hat seine Lücken. Denn hier liegt noch einen halben Meter hoch Schnee, leicht festgefahren von anderen Autos und verhärtet. So fährt man in zwei tiefen Rillen und dauernd bergauf, bergauf.

Dann sitzen wir fest. Die Hinterräder fassen nicht im Schnee. Mein Kumpel schreit. Ich jage im hohen Gang. Geht nicht. Dann rückwärts. Halt! Wieder vorwärts. An derselben Stelle sitzen wir wieder fest. Das schlimmste ist, daß die Dämmerheit rasch über die Tannentwipfel sinkt. Es ist dämmerig, in einer halben Stunde ist Nacht. Es hilft nichts: umkehren nach St. Regis. Es ist an sich nicht so steil und der Weg durchaus fahrbar. Aber wir müssen um jeden Preis Ketten haben. Der Schuft da unten wird lachern und uns seine Ketten, die ich erst verschmähte, für 4,50 Dollar anschnüren, wo sie in Missoula nur 3 Dollar kosten. Zurückzufahren ist auch kein Vergnügen. Dreh mal einer ein Auto am Berghang im Schnee! Endlich geht es vorwärts bergab in halber Nacht, zurück nach St. Regis.

#### Die Geisterstadt.

Dieser Abend ist mir unvergeßlich. Die Einsamkeit des zum größten Teil verlassenen Ortes ist erschütternd. Er liegt

an der Bahnlinie, der er seine Entstehung verdankt. Denn ein paar Meilen oberhalb führt der große Tunnel durch den Paß, und während seines Baues hatte in St. Regis viel Leben geherrscht. Es muß damals toll hergegangen sein, denn fast jedes Haus ist eine verlassene Bar oder Tanzdiele. Man sagt, in den eineinhalb Jahren Bauzeit seien dreißig Leute im Spiel und Trunk niedergeknallt worden. Viel Geld gab es damals und viel Alkohol; der Camp war wie ein Pilz aus der Erde geschossen. Nach achtzehn Monaten verödete er wieder. So steht er heute noch, eine Ghost City, eine Geisterstadt, wie der Westen so viele kennt. Von Gold, Erz, Holz oder Bahnbau werden sie hervorgezaubert; wenn diese Quellen versiegen, zieht der lärmende Camp weiter.

Nach einigem Suchen entdeckten wir an einem der alten windschiefen Holzhäuser ein verwaschenes Schild „Hotel“. Und da saßen wir denn beide, der Landstreicher und der Korpsstudent, auf wackligen Schemeln vor einer prähistorischen, sprich Vor-Prohibition-Bar, und hinter der Bar saß ein hügeliger, schielender, zitteriger Greis, der Dorfbootslegger und Prospektor, von dem wir schon gehört hatten.

Um Mitternacht, nachdem der Alte sich und uns einen ehrlichen Schnaps gegönnt hatte, ging ich noch ein paar Schritte vor die Tür in die klare Frostmacht hinaus. Ich bummelte durch den knirschenden Schnee an den Fluß. Es war beinahe Vollmond. Schwarz und schweigend lag der Wald vor mir, aber darüber glitzerte der Kamm in silbrigem Mondschein, der auf dem Schnee spielte. Eine helle, sternflimmernde Winternacht; alles, alles schlief. Ganz leise ging der Atem der großen Mütter. Morgen ist Weihnachten. Morgen geht's über den Paß.

#### Zweiter Kampf mit dem Lookoutpaß.

Der Alte hatte mir ernstlich ins Gewissen geredet: der Paß sei zu dieser Jahreszeit unüberschreitbar. Ich würde mein Leben aufs Spiel setzen, und was man da so sagt. Das war gut gemeint — aber was sollte ich machen? Mein Motorrad hatte ich nicht verkaufen können, so hatte ich es gegen das Auto eingetauscht. Die Bahnfahrt hätte viel Geld gekostet, die Autofahrt kostete mich wenig. Ich mußte also schon über den Paß, und ich würde es auch schaffen, denn das Wetter war herrlich.

Die Abfahrt am anderen Morgen stand unter einem schlechten Stern: Mein Kumpel, den ich gestern mittag aufgegriffen, hatte den Alten ernster genommen als ich; er war nachts plötzlich aus dem Bett gesprungen, in seinen Anzug gefahren, hinausgeschlichen wie ein Dieb und verschwunden. Ich hatte unwillkürlich nach Geld und Uhr gefühlt und bemerkte mit Schrecken, daß ich den Revolver im Auto liegen gelassen hatte. Aber dann begriff ich: er hatte das ferne Pfeifen eines Güterzuges gehört, der die Kurve bergauf geschauelt kam. Er würde auf den fahrenden Zug springen und auf seine Weise über den Paß kommen. In Eeunot verlassen die Ratten als erste das Schiff.

Wenn ich mich am Morgen etwas einsam fühlte, so war das nicht allein eine sentimentale Regung, sondern auch die Ahnung, daß man in solchem Gebirge und in solchem Winter einen Kumpel ganz gut hätte brauchen können. Aber dieser Kumpel hatte anscheinend eine gegenteilige Meinung gehabt. So löste ich denn allein mit neuem Mut und neuen Ketten los. Die Fahrt ließ sich vorzüglich an. Steigung, Schnee und Eis schaffte der Motor an diesem Morgen anscheinend spielend. Nur ein paar mal sprangen die Vorderräder aus der tiefen Spur, und dann bockte der Wagen wie ein ausschlagender Esel und rutschte völlig ungezähmt im vereisten Schnee.

Mit dem Ansteigen wurde das Landschaftsbild immer schöner. Der Kamm ist völlig ohne Gliederung, und die Straße, ein verschneiter Gebirgs- und Waldweg, windet sich in scharfen Kurven in einem schluchtartigen Wildbachtal hinauf. Ab und zu gibt der Hochwald prächtige Talblicke

frei. Dann sieht man unten den Missoula sich durch bereisten Wald schlängeln. Der winterliche Friede hatte etwas Erdenentrückendes. Kein Lauf, kein Vogel, kein Windstoß unterbrach die Stille. Durch die hohen Fichtenkronen schien kaum etwas von der gestrigen lachenden Wintersonne, die droben auf den Kuppen den Schnee flimmern machte. Vom Kamm war nichts zu sehen, denn er lag gerade über mir.

Obwohl es bergauf ging, fuhr ich ziemlich schnell, um die Räder im Schnee nicht erst ins Gleiten kommen zu lassen. So sprang ich einmal in voller Fahrt aus der Rille. Das Auto tanzte und rutschte auf dem verharschten Schnee; mit einem Ruck sprangen auch die Hinterräder aus der Bahn, und schon fuhr ich krachend gegen einen Baum. Ich slog gegen das Steuer und war einen Augenblick ganz benommen. Aber dann schnell nach dem Wagen geguckt! Ein paar Beulen hatte er freilich, Kennmarken für diese Fahrt. Ich hatte einen tüchtigen Schmarren über der Stirn, mein Brillenglas war zerschmettert, der Windschutz in tausend Splitter zersprungen. Aber meine Augen waren heil geblieben, gottlob. So konnte es ja wieder losgehen.

Die Straße wurde steiler, die Räder begannen trotz der Ketten zu rutschen. Ich warf die Tür auf, um notfalls hinausspringen zu können, wenn ich die Herrschaft über den Wagen verlieren sollte. Bums, da saß ich fest! Die Räder liefen leer auf dem Eis. Ich legte Reisig unter, hackte das Eis etwas auf, stieg wieder ein. Hurra, es ging! Ein Stück — dann saß ich wieder fest. Langsam rückwärts. Der Wagen rutschte wie ein Schlitten. An der Bergseite bekam ich ihn zum Stehen. Ersten Gang geschaltet, wieder vorwärts. Hurra, ich kam über die alte Stelle hinweg. Aber nicht weit, dann war's wieder aus. So ging das vier-, fünfmal.

Schließlich konnte ich weder vor- noch rückwärts fahren. Wieder untersuchte ich alles, vielleicht hatte ich doch etwas übersehen. Noch einmal angekurbelt, nichts zu machen!

Gegen vier Uhr stand die Sonne schon tief, als ich meinen Schal fester um den Hals zog, mich von meinem Wagen trennte und durch den tiefen Schnee zum Paß hinauf stapfte. Einen Kilometer unter der Höhe hatte das Auto versagt — fast hätte ich's geschafft! Wo mochte nun die nächste menschliche Behausung sein? Ich setzte in der einfallenden Dämmerung stetig Schritt vor Schritt, dabei beruhigte ich mich nach der Aufregung der letzten Stunden. Morgen würde sich die Sache leichter ansehen. Jemandem Garagenbesitzer würde sich schon finden, der mit einem starken Traktor das Auto abschleppen und reparieren könnte.

Es war ganz still um mich, im Schnee sah ich ein paar Vogelspuren, sonst war nirgends ein Zeichen von Leben. Jenseits des Passes stieß ich auf Rehsfährten. Die Tiere waren talwärts gezogen, das Wetter würde sich ändern.

So wanderte ich bis fast um Mitternacht, da sah ich Licht. Ich trat in die verschneite Hütte und wurde erstaunt wie ein Geist betrachtet. Man glaubte es nicht, daß ich über den Paß gekommen war. Ich hatte ihn als Letzter in diesem Jahr überschritten. Die Leute waren gütig wie die Alten im Walde in den Grimmschen Märchen. Sie kochten mir etwas zu essen, sie setzten mich mit ein paar Fußdecken an den Kamin, in dem dicke Holzscheite loderten, und dann saß man noch lange und erzählte sich Geschichten wie alte Freunde. Mutter Tompson stellte den Radioapparat an; aus dem Äther tönte Glockengeläute, es war Heiligabend. Im Kamin knackten die Scheite, spielten die Flammen. An der Decke hüpfen riesige Schatten, und auf den Fensterscheiben standen große, seltsam fahle Eisblumen. Ich hatte mein Auto vergessen. Ich dachte an die Heimat, an Christbaumkerzen und deutsche Weihnachtslieder. Als ich dann spät in ein Nebengebäude zum Schlafen ging, rieselten dicke Schneeflocken ganz sachte herab, und die hohen schwarzen Tannen rauschten leise im Schneegestöber.

Am Weihnachtsmorgen lag hoher Neuschnee. In dichten,

weichen Flocken war er die ganze Nacht hindurch gefallen, und es schneite noch immer. Die Berge, die gestern in der Sonne geschimmert hatten, lagen von grauem Nebel verhangen. Der strenge Frost war gewichen, Tauwetter stand bevor. Noch war es windstill, aber das Nebeltreiben ließ einen Schneesturm befürchten. Ich dachte an die Rehs Spuren. Wenn die Rehe in Rudeln zu Tal ziehen, wird es richtiger Winter.

Ein halber Meter Neuschnee oder mehr — das erledigte mein Auto, mein schönes, stolzes eigenes Auto! Welch kurzer Traum! Der alte Tompson holte zwar noch seinen Fordson-Traktor, und wir versuchten, über den Paß zu fahren. Aber wir kamen nicht einmal bis an das Auto heran, geschweige, daß wir es abschleppen konnten. Ich stapfte zu Fuß hin und montierte die Hinterradreifen ab, verkaufte sie an Mr. Tompson ebenso wie die Werkzeuge und Ketten und war mein Auto los. Als ich es mit einem letzten liebevollen Blick verließ, war es schon halb eingeschneit. Wer sich's holen will, dem will ich gern auf der Landkarte zeigen, wo er's findet.

### Waldbrände.

Ich mußte die Eisenbahn nehmen, die zu erreichen noch einen anstrengenden Marsch kostete. Im nächsten Ort hielt ich mit Winken den Zug an, und dann ging es ohne Sorge für Zündung und Starter durchs Gebirge. Unendliche Berge — unendlicher Schnee. Welch eine Landschaft! Kahle Baumleichen streckten ihre verkohlten, dünnen Stämme wie Galgen in die nebelgraue, diesige Luft, und unzählige halbverbrannte, gestürzte Riesentämme lagen, von Unterholz schon teilweise überwuchert, wie Streichhölzer über den kahlgeschorenen Bergen. In diesem ganzen weiten Gebiet hatte 1919 ein furchtbarer Waldbrand gewütet. Ich dachte an den Herbst zurück, als wir den grauschwarzen Rauchstreifen an den Bergen hatten entlang ziehen sehen, den „Indiansmoke“.

Von den Waldbränden dieser Gebiete macht sich der Europäer keinen Begriff. Jeden Sommer von Juni bis Oktober, das heißt bis der erste Schnee fällt, wüten zahllose riesige Waldbrände in Idaho. Das 1919 abgebrannte Gebiet mag etwa die Größe einer preussischen Provinz haben. Ich besuchte einige der damals abgebrannten Dörfer, soweit sie wieder aufgebaut sind, und ließ mir von Augenzeugen erzählen. Das Feuer war bei Sturm etwa dreißig Kilometer die Stunde gewandert, also so schnell wie ein sehr schnelles Fahrrad oder Pferd. Es muß schauerlich gewesen sein, wie die Dörfer von dem Flammenmeer umzingelt wurden. Hunderte von Menschen verbrannten, Hunderte rasten zu Fuß, im Auto tagelang um ihr Leben. Sie rannten zu Pferde mit dem Feuer um die Wette. Viele fanden nur in Bergwerken, Höhlen, Prospektlöchern Rettung. Ich hörte Betroffene, die ihre Flucht plastisch schilderten. Sie alle erzählten zugleich von den gewaltigen Scharen von Wild, die um ihr Leben rasten: Hirsche, Hasen, Wölfe, Luchse, Baumkragen, Vögel in paradiesischem Frieden nebeneinander im Angesicht der gemeinsamen Gefahr.

Die Regierung hat heute ein dünnes Netz von Forstkämtern im Lande geschaffen. Diese Ämter haben Telephon und melden beginnende Brände. Flugzeuge klären auf, Berggipfel tragen Wachtposten. Ein entdeckter Waldbrand wird dann sofort bekämpft, entweder durch Schlagen von breiten Schneisen, die das Feuer nicht überspringen kann, oder durch einen anderen Waldbrand, der, an bestimmter Stelle in langer Front angelegt, gegen das ursprüngliche Feuer wandern soll, so daß beide sich gegenseitig totfressen. Denn das Feuer selbst kann man nicht bekämpfen. Man kann nur sein Gebiet wesentlich einschränken und dadurch außer Menschenleben und Siedlungen viele Millionen Kubikmeter Holz erhalten.

### Der Zug im Schnee.

Nach kurzer Fahrt hatte ich die Genugtuung, daß selbst der Zug im Schnee steckenblieb. Genau wie bei meinem Auto

puffte und fauchte die Lokomotive, und die Räder drehten sich auf der Stelle. Der Schaffner stieg aufs Trittbrett, trat auf den Schnee, um nach dem Rechten zu sehen — und versank bis zur Nase. Als er versuchte sich auszugraben, sank er nur immer tiefer. Wir stiegen alle aus und halfen ein paar Stunden schaufeln, bis das Gleis frei war. Dann puffte die Lokomotive zunächst allein durch den Schnee. Als das glücklich war, holte sie den Zug nach, der aus zwei Wagen bestand. Kurz darauf mußten wir noch einmal halten: zwei eingemummelte Gestalten winkten und riefen vom Bahndamm aus. Sie waren, vom Schneetreiben überrascht, in einer Schneewehe versackt und die Nacht über völlig eingeschneit. Die armen Kerle waren halb erfroren und froh, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Salzwärts raste der Zug. Der Schnee stob zu beiden Seiten davon, vom hohen Schneepflug der Lokomotive durchpflügt. Je tiefer wir kamen, desto weniger Schnee lag, und allmählich wurde es Laubwetter. Die Berge verloren ihren Raubreif und ihr Schneekleid. Es war schon Nacht, als wir die Lichter der ersten Bergwerksdörfer erblickten. Dann kamen wir nach Wallace, dem Herzen des berühmten Blei-, Silber- und Zinkbergwerksbezirkes der Coeur d'Alène, Idaho.

Ich „arbeite“ im Ditch.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag erwachte ich gesichert und geborgen in Wallace. Jemand anders machte mir Feuer im Zimmer, ich aß richtig zu Mittag, und ich tat, was ich schon so lange vorhatte: ich ließ mir den Bart abnehmen und verweichlichte mich in einem molligen Bade. Und es muß auch in jenem Monat Dezember gewesen sein, daß ich mir die Zähne putzte. Nach all diesen schmückenden Prozeduren konnte ich mir nicht mehr vorstellen, wie es am Paß ausgesehen hatte.

Erfüllt von dem angenehmen Selbstbewußtsein, das solche Verschönerungen einem geben, schritt ich denn in die Bergwerksbüros. Zwar konnte ich mit keinem Wintermantel prunken, noch mit irgend etwas, das für einen Hut gelten mochte. Aber ich entschuldigte mich, wie gewöhnlich, mit dem Gepäck, das nachgeschickt würde — wer wollte es bezweifeln? In dieser Waldeinsamkeit ist jeder hinzukommende Mensch eine erfreuliche Neuigkeit, zumal im Winter. Und ein phantastisches Neß von Legenden ist rasch um ihn gesponnen. Ich war alsbald „der Bergingenieur aus Deutschland“, und entsprechend trat ich auf. „Göttingen — is that it? — berühmte Universität?“ Natürlich hatten alle schon davon gehört. Und ich tat, als müßten sie es heimlich verheimlichen, daß sie meinen Namen noch nicht kannten.

Da wurde ich denn behandelt! Stets war ein Ingenieur zur Verfügung, mich zu führen, mir zu erklären. Der Marktscheider fuhr sogar ausgerechnet Sonntagnachmittag auf der Grube mit mir an. Wenn sie geahnt hätten, daß ich das Mittagessen sparte, und daß ich im angesehenen Mac-Connell-Hotel gerade eine Renommiernacht gewohnt hatte! Bei solchem Entgegenkommen sah und hörte ich viel über dies interessante Bergbaugesbiet und war zehn Tage zu Besichtigungen unterwegs. Der Coeur-d'Alène-Bezirk erinnert an den Oberharz mit seinen Ruppen, Wäldern und Tälern, seinen Wassergräben und abgelegenen Bergwerken. Auch geologisch und bergmännisch haben beide Gebiete viel Ähnlichkeit. Nur sieht es hier heute so aus wie im Harz vor fünfshundert Jahren: hier ist man gerade am Anfang, während der Harzbergbau stirbt.

Im Gegensatz zu Butte sind die Bergleute im Coeur-d'Alène-Bezirk größtenteils ansässig. An den kleinen Gruben ist der Bergmann persönlich interessiert. Jeder spekuliert mit Aktien und Optionen, wenn auch mehr aus Freude am Spekulieren als aus Gewinnsucht. In jedem Laden oder Hotel liegen Erzproben aus. Und alle bergbaulichen Einzelheiten werden von jedermann mit größter Anteilnahme erörtert.

In Silverking arbeitete ich eine Woche lang im Ditch. Es

galt, einen Graben für Gasröhren auszuheben. Diese Arbeit war nicht gerade interessant. Aber eine bessere war im Augenblick nicht zu bekommen, und sie hatte auch ihre Reize. Beim Ditch handelt es sich um zweierlei: erstens möglichst schnell so tief zu graben und so viel Erde aufzuwerfen, daß einen der Aufseher nicht mehr entdeckt, und zweitens, seine Nachbarn so weit zu beeinflussen, daß sie nicht wesentlich mehr graben als man selbst. Sobald dies erreicht ist, handelt es sich darum, einen guten Kumpel zur Seite zu haben, mit dem man mehr oder minder tiefgründig plaudert, der bei seinen Wägen nicht die Pointe vergißt, und der ab und zu eine Zigarette übrig hat.

Man „arbeitet“ von etwa neun Uhr ab, das heißt um acht fängt man an, Schaufel und Pickel zu suchen, zu reinigen und zu kritisieren und die Speicheldrüsen auf eine beträchtliche Spuckkapazität zu bringen, sobald der Aufseher in Sicht kommt. Wenn einer kühn und lässig spuckt, muß er doch ein guter Ditchgräber sein! Von neun bis zehn Uhr schaufelt man den Schnee von der Stelle, wo dereinst ein Ditch sein soll. Dann frühstückt man und runderet sich eine Weile über den harten Boden. Mittags wird es warm. Man legt die Lederjacke ab und stößt mit kühnem Hacken in die gefrorene Erde ein. Man verwickelt den Aufseher in eine Erörterung über die Stumpfheit der Hacke, über die Schwierigkeiten des Ditchgrabens, über das Wetter, über den Gegensatz zwischen dem republikanischen und demokratischen Präsidentschaftskandidaten, bis — a Sieg! — eine gellende Pfeife zur Mittagspause ruft. Schließlich, nachdem der Vormittag herum ist, vergeht auch der Nachmittag im wesentlichen mit Vorbereitungen auf den Feierabend. Es ist sehr kalt, und das ist die Triebfeder, die dem Ditch zugute kommt. Man muß schon ab und zu das Blut durch die Adern jagen, um nicht völlig anzufrieren.

Der Aufseher ist der rührende alte Doc, ein Bergmannsveteran, dem die halb erloschenen Augen noch einmal glühen, wenn man auf die alten und neuen Prospekte, seine Welt, zu sprechen kommt. Halb blind, schwerhörig, ein Opfer der Grubenwetter und der furchtbaren Untertagearbeit, steht er in seinem schäbigen, säurezerfressenen Mantel in der eisigen Winterkälte am Feuer und paßt befohlenmaßen auf, daß jeder seine Knochen rührt.

Im Ditch findet man eine ganze Sammlung gescheiterter Existenzen, gescheiterter Hoffnungen und daneben die Hoffenden, Strebenden, die sich den Weg ins Leben, zu Erfolg und Zukunft, erschippen wollen. Da gräbt der Mann, der in einem einzigen harten Winter vom wohlhabenden Rancher zum Proletarier wurde, und der Lebenserfahrene, Lebensmüde, der im Alter den Weg zu einer Sekte fand und nun jeden anderen auch bekehren möchte. Daneben schippt ein junger Arzt, um das Geld für sein letztes Assistentenjahr aufzubringen. Ein laudflüchtiger Alkoholschmuggler verfrachtet sich in die Erde. Ob er sich noch jemals wieder hochschauflern wird? Der Mann, der glaubt, die Herstellung des Kobaltblaufarbstoffes auf eine neue Grundlage stellen zu können, schippt und spart, denn seine Erfindung braucht Geld.

So schleichen sie alle mühsam ihren Lebensweg dahin, jeder für sich mit seinen eigenen Hoffnungen, Ideen, seinem Ehrgeiz und seiner Lebensphilosophie. Und doch sind sie alle eingesperrt in die große Treitmühle „Leben“, der das Einzelschicksal ganz gleichgültig ist, wenn sie nur ihr Futter „Masse Mensch“ bekommt. Wie gering schätzt man das einzelne Leben ein, wenn man unter solchen verfrachteten Existenzen lebt!

Im Anfang schippen sie, weil sie alle hoffen, alle ein Ideal erreichen wollen. Wenn sie nicht hofften, würden sie sich aufhängen. Dann legt sich das Joch des Lebens auf sie. Und wenn sie alt werden, dann erkennen sie, was an ihrer Hoffnung ist. Aber dann sind sie zu müde, sich aufzuhängen; dann betteln sie um dies jämmerliche und doch so liebe Leben und schippen

— schippen weiter. Es wird schon zu Ende gehen. Vielleicht gibt es kurz vor dem Ende noch einen Feierabend. Darum laßt uns schippen, daß wir als Greise noch in Ruhe und Beschaulichkeit ein paar Stündchen am Gartenzaun stehen können und der Sonne nachschauen, bis sie untergeht!

### Heimweh.

Das Sichdurcharbeiten, so interessant es ist und so viel unmittelbare Eindrücke es einem vermittelt, hat oft etwas unfäglich Niederdrückendes. Nicht, daß mir Pickle und Schaufel zu schwer wurden oder daß ich mich der Arbeit geschämt hätte: das Drückende liegt in der Atmosphäre, der man sich auf die Dauer nicht entziehen kann. Wie oft drängt sich da die Frage auf: Was ist das Leben, was bedeuten ein paar solcher inhalt- und zielloser Leben? Proletarier sind Kinder mit Träumen, die im frostkalten Leben an irgendeiner, oft so sinnlosen, materiellen Außerlichkeit gebrochen werden. Dann vegetieren die Menschen dahin, schuften für Brot und Butter, und ihr sangloses Ende macht keinen ärmer und keinen reicher.

Dieser Eindruck war besonders lebendig, als ich Heinrich E. kennenlernte. Er war Betriebsleiter eines kleinen Bergbauunternehmens in Mitteldeutschland gewesen. Die Grube brachte nichts mehr ein und wurde geschlossen. Zu einer abhängigen Stellung konnte der selbständige Mann sich nicht entschließen, so versuchte er es mit Amerika. Er verkaufte alles, um die Reise mit Frau und Kind zu ermöglichen. Und dann die Enttäuschung im fremden Lande! Zuerst Schmutz und Hezerei in Chicago und die völlige Mißachtung und Unterbezahlung geistiger Arbeit.

Chicago ist alt, der Westen ist jung, dort stehen noch Möglichkeiten offen. So zieht er hinaus in den Westen, wo das Glück winkt. Hier in der Wildnis wohnt er nun in einer erbärmlichen Baracke und läuft den ganzen Tag im Overall herum. Eigene Möbel, Bilder, Heimatandenken, alle jene Dinge, die einem das Leben heimisch und gemütlich machen, sind eingepackt und auf irgendeinem Speicher verstaubt, und verstaubt und begraben sind schöne Hoffnungen, ist die ruhige Beschaulichkeit des deutschen Bürgerlebens.

Seine Frau hält es auf dem Berggipfel am Schornstein nicht aus, wo der Rauch des Schmelzers heraufkommt. Heimweh, Heimweh nagt an der armen kleinen Frau. Da zieht sie tapfer hinab nach Kalifornien, dem Italien Amerikas, dem Land der Palmen, Orangen, des ewig blauen Himmels — und eine dürre Wüste wartet auf sie mit einem zweckmäßig errechneten Plätzchen Grün, wo ein künstlich geschaffener Bewässerungsgraben Leben gibt. Thüringen ruft, Heimweh ruft nach den grünen Bergen, den vertrauten Dörfern, die in Tannenschluchten eingemischt liegen, den alten, verträumten historischen Städten. Sie macht Geld, Geld, Geld im reichsten Land der Erde, in dem alles für schätzbaren Lohn arbeitet. Sie wird Kinderpflegerin in Pasadena, der Millionärstadt Amerikas, wo reiche Villen und Paläste das große Publikum anlächeln, den Wissenden aber in ihrer geistigen Leere angloßen. Die junge Frau war vor ihrer Verheiratung Musiklehrerin. Hier spielt sie endlich einmal wieder an einem Flügel, der von tauben Ohren für soundso viele Dollars als Ornament gekauft wurde. Aber nach einem halben Jahr kommt sie zurück in die Waldwildnis Idahos. Sie muß ihren Mann und ihren Jungen sehen, sie hat Heimweh, und sie ist einsam.

In Deutschland wäre mir die zarte, hübsche Frau kaum aufgefallen. Hier streifte mich wie ein Blitz das Geistige, das Liebe, Frauliche, das Deutsche, Unausprechbare. Sie ist nichts Besonderes: Musiklehrerin aus einem gut bürgerlichen Elternhaus, jung verheiratet an einen älteren, nüchternen, gereiften Mann in selbständiger Beamtenstellung. Ein Junge, ein Heim, manchmal Musik, eine Rembrandtraderie an der Wand, Goethe und Schiller, ein paar Novellen und

ein paar Bergbaubücher im Schrank, ein Bier- und ein Regelabend für ihn und ein Kleinstadtkränzchen für sie; der Junge gepflegt und mit artigen Manieren, etwas verträumt und behütet, tadellos in der Schule, gewöhnt, sich selbst zu beschäftigen, ein Kind, das spielen kann — drei Figuren aus einem typisch deutschen Kulturbild.

Nun sind diese Menschen verloren und vergessen in Amerika, mit sich selbst und mit ihrem Gott allein. Sie sprechen sehr schlecht englisch, sie leben ganz abgeschlossen auf ihrem Berge und wollen auch niemanden sehen, wollen Deutsche bleiben, ihren Stolz behalten, sich noch als Kulturmenschen fühlen.

Vielleicht kehren sie in einigen Jahren mit ihren Ersparnissen nach Deutschland zurück. Aber wird ihnen dann die alte Heimat noch gefallen? Werden sie die Freiheit der Wildnis, die materielle Ungebundenheit vergessen können? Und werden sie sich ducken können unter thüringischen Kleinstadtklatsch, unter preussischen Bürokratismus und in einer untergeordneten Stellung unter einen geizigen Chef?

Heinrich E. ist einer der hunderttausend Heimatlosen, Ruhe-losen, Ziel- und Zwecklosen. Er sehnt sich nach Kalifornien, um aus der Wildnis Idaho herauszukommen, und in Kalifornien wird er die Wüste hassen und sich an die Atlantikküste sehnen. Ruhelos wird es den von Haus aus Gesessenen umhertreiben — Schicksal des Entwurzelten.

In Amerika prahlt jeder mit seinen glänzenden Möglichkeiten. Als ich einen Vorgesetzten nach E.s Aussichten fragte, sagte er im Brustton vollster und sicherlich ehrlicher Überzeugung: „Oh, der hat eine feine Stellung hier oben, gutes Gehalt, nichts zu tun, und wenn er noch ein paar Jahre wartet . . .“ Nicht der leiseste Schimmer von Verständnis für diese Tragödie eines verpfuschten Menschenlebens. Wer blickt nach solcher Kleinigkeit in dieser unermesslich weiten Welt!

### Kanadischer Winter.

Aus dem Coeur-d'Alene-Bezirk ging meine Reise nordwärts nach Trail, dem größten Schmelzer Kanadas, der hüttenmännisch besonders Interessantes bietet. Von nun an reiste ich nur noch mit der Aktentasche, die Photo, Tagebuch und Briefpapier enthielt, dann ein Renommierhemd mit weißlichen Anklängen in der Kragengegend und meinen Stolz, einen echten Schlips, dazu die gute Hose für feierliche Besuche und Halbschuhe, soweit diese Bezeichnung noch angebracht war. Eher konnte man von Viertelschuhen sprechen.

Zunächst bömmte ich nach Spokane. Von hier aus gibt es eine Art Eisenbahn nach Trail, einen Benzinwagen, aber wegen des hohen Schnees war es ungewiß, ob er fahren würde. O heilige preussische Pünktlichkeit! Auf die durfte man sich im Nordwesten Amerikas nicht verlassen, zumal im Winter. Aber ich hatte ein merkwürdiges Glück, immer noch gerade durchzuschlüpfen. Ich war der Letzte, der über den Lookoutpaß kam, der Letzte von Coeur d'Alene City nach Spokane, und ich erwischte den letzten Omnibus, der von dort nach Trail fuhr.

Nördlich von Spokane kommt man alsbald in den Kiefern-gürtel, ein riesiges Waldgebiet, endlos und nahezu unbesiedelt. Das Schneetreiben nahm stark zu, der Chauffeur nannte es einen „scheußlichen kleinen Blizzard“. Es verwehrt uns jede Sicht. Wie der Führer dabei seinen Wagen auf der Straße hielt, schien mir ein Wunder. Das endlose Grau, aus dem der Sturm mit leisem, schrillum Pfeifen daherbrauste, hatte etwas unsagbar Hoffnungsloses. Aus den Wäldern zu beiden Seiten des Weges, die man im Grau des Schneetreibens nicht sehen konnte, ächzte und stöhnte es ab und an, wenn ein überlasteter Ast brach, und der Schnee fiel und fiel und legte sich lähmend auf alles Lebendige. Hier begriff ich, wie gesunde, rüstige Menschen durch Einschnitten umkommen können, und die langatmigen, traurigen russischen Wintergeschichten wurden mir lebendig, in denen der unermessliche

Schnee der weiten Ebene die Menschen verschlingt. Niemand kann bei solchem Sturm eine Stunde draußen gehen, es sei denn in arktischer Pelzausrüstung.

Manchmal blieben wir in einer Schneewehe stecken, ein herrliches Gefühl für mich, denn ich dachte immer an mein Auto, und wie ich mich hier allein hätte quälen müssen. Sobald wir ausstiegen, um den Omnibus freizuschaukeln, trieb uns der Sturm den Schnee wie einen Hagel von Schrot und Pfeilen ins Gesicht. Und selbst wenn man sich hinter dem Wagen geschüßt glaubte, peitschte der eisige Wind die Haut wie mit Messeln. Wenn der Autobus stand, konnten wir sehen, wie binnen Minuten rückwärts auf dem Wege jede Spur vertweht war. Der Wind trieb eine Wolke von aufgewirbeltem Schnee wie eine Wanderdüne vor sich her über die weite, endlose Ebene. Gegen Abend griffen wir einen Schwarm von Studentinnen auf, die in einem Schulautobus zu ihrem Seminar wollten, aber hoffnungslos in einer Schneewehe festgefahren waren, wo das Auto wohl einige Tage würde stehenbleiben müssen.

Gegen Sonnenuntergang hörte das Schneetreiben auf. Sogar ein flammendes, schmutziges Abendrot drang durch das trostlose Grau. In Colville wurde durch umständliches Telephonieren — einige Drähte waren während des Sturmes zerrissen — festgestellt, daß eine Brücke vom Packeis zerstört sei. So mußten wir einen unvergeßlich schönen, aber halbrecherischen Gebirgsweg fahren, eine Kreuzung von Schneise und Maultiersteig, und kamen in tiefer Nacht an unbewachter Stelle über die Grenze. Mir war das nicht unlieb, da meine Aufenthaltserlaubnis für USA. längst abgelaufen war und ich mich bei der Behörde nicht gern sehen ließ.

In Trail war es grimmig kalt, angeblich so kalt wie seit dreißig Jahren nicht mehr. Man hatte das Gefühl, als ob einem beim Atmen die Luft in der Nase, das Blut in den Adern einfriere. Man hielt wollene Handschuhe vor den Mund, rieb Arme, Nase und Ohren. Teufel, war das kalt! Doch war dies etwas ganz Ungewöhnliches, denn Britisch-Kolumbien ist an sich nicht wesentlich kälter als Ostdeutschland.

Die Landschaft um Trail ist rauh und unwirtlich, aber großartig. Die riesige Hütte liegt auf einem Bergvorsprung, um den sich der mächtige Kolumbiasfluß herumwindet. Die vier Schöte und die hohen Hallen und Hochöfen, Stahlgерüste und Maschinenhäuser des Schmelzers sind an sich schon ein fesselndes Bild, aber mit dem Hintergrund der kanadischen Rockies wirken sie wirklich fabelhaft, besonders im Winter. Auch hier ist wie in Anaconda der Wald weithin versengt. Es schwebte gerade ein Millionenprozeß gegen die Hütte auf Schadenersatz für dieses Holz, das übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach nie geschlagen worden wäre. Die Felsen fallen steil ab in den Kolumbia; der reizende grüne Fluß mit Stromschnellen und Eisschollen gurgelt und brodelte in der weißen Einsamkeit von Berg und Fels und Himmel. In sein dumpfes Rauschen mischt sich der Lärm der Hütte.

Um so mehr fällt einem die Einsamkeit und das furchtbare Schweigen beklemmend auf, wenn man von der Stadt weg durch den weißen, weichen Schnee stapft. Grau ist der Himmel, in dem sich das Weiß der Berge verliert. Kein Schatten, keine Farbe, keine Spur von Leben. Und so erbarmungslos kalt! Das Städtchen von etwa fünftausend weltabgeschiedenen Hüttenarbeitern klebt an den Fels- und Bergwänden. Wie einsam muß es erst im nördlichen, noch weniger besiedelten Kanada sein, wenn Trail schon etwa zweihundertzwanzig Kilometer von Spokane und sechshundert Kilometer von Vancouver entfernt liegt, den nächsten richtigen Städten?

Aber die Besiedlung des Nordens schreitet stetig fort. Was heute „Arktis“ ist, wird morgen ein Garten sein, denn was heute dicht besiedelt ist, galt 1900 als „Arktis“. Ohne Zweifel wird der Bergmann so weit nordwärts gehen wie der Pelz-

jäger, und er kommt mit schwerem Trog statt mit Schneeschuh und Hund. Man hat schon angefangen, das Flugzeug zum Prospektieren zu benutzen, und großzügige Eisenbahnbauten werden folgen, um den hohen Norden zu erschließen, der unendliche Möglichkeiten für den Bergmann bietet.

Infolge der Futter Schwierigkeiten im Winter ist die Viehzucht in Kanada heute noch unbedeutend, aber sobald bei billigerer Färrarbeit, das heißt bei mehr Einwanderung, die Luzerne als Winterheu angebaut werden kann, wird Westkanada zweifellos eine Rinderzucht entwickeln; die weitere Lebensmöglichkeiten bietet.

#### Ein Silberbergwerk wird gestohlen.

In Trail gibt es, wie im ganzen Nordwesten, ein großes Arbeiterproblem: Im Sommer fehlt es an Arbeitskräften, aber im Winter ruhen Landarbeit, Holzhauen, Bahnbauten und ein Teil des Bergbaus, nämlich da, wo das Erz mit Autos zur Bahn geschafft werden muß. Dann herrscht große Arbeitslosigkeit. Ich selbst wurde ein Opfer dieser Lage, denn ich bekam keine Arbeit in Trail.

So besichtigte ich nur die Hütte. Es gibt wohl kaum irgendwo in der Welt eine zweite Hütte, die so vielerlei und so prachtvoll moderne Anlagen und Methoden in so großem Ausmaß aufweist wie Trail. Hier sah ich zum erstenmal reines Elektrolytgold von köstlich rotem Feuer, das das Handelsgold ja leider verliert.

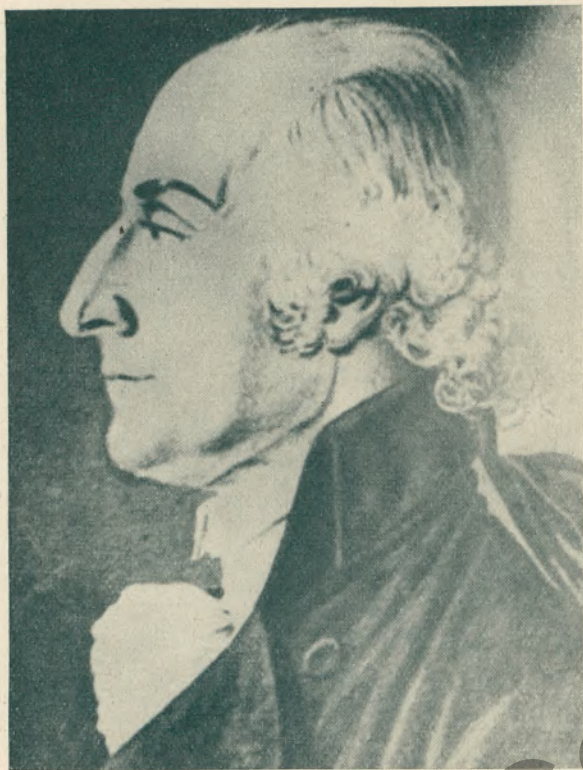
In der Silberrefinerie erzählte man mir folgende wahre Geschichte: Einige Burschen nehmen jeden Abend ihre Frühstücksdosen voll Rückstand aus der Bleielektrolyse mit nach Hause. Dies ist etwa zur Hälfte Silber. Sie treiben das zwei Jahre lang und stehlen so zentnerweise Silber. Sie speichern es auf, und niemand merkt etwas davon. Dann legen sie die Arbeit nieder und gehen in die Vereinigten Staaten. In Trail weiß niemand, daß etwas gestohlen ist. Die Leute verschmelzen das Silber und raffinieren es nach Kunst und Wissenschaft so rein wie irgend möglich, also reiner als 99,999 Prozent. Dann verunreinigen sie es künstlich, um es analytisch unkenntlich zu machen. Die Leute haben sich ein Vermögen in Silber erschmolzen. Aber wie soll es verkauft werden? Sie erwerben eine alte Silbergrube, die billig zu haben ist, und mit ihr die Aufbereitung. Eine Zeitlang mahlen sie Erz aus der Grube. Dann fangen sie an, ihr Silber zu mahlen und diesem Erz zuzufügen, und posaunen aus, daß sie hochgradiges Erz gefunden hätten. Sie bekommen also entsprechend hoch bezahlt, und mit der Zeit machen sie ein Vermögen.

Vermutlich wäre der Diebstahl nie ans Tageslicht gekommen, wenn sie sich mit diesem Vermögen begnügt hätten. Aber als fast alles reine Silber vermahlen ist, ohne daß man das geringste gemerkt hat, versuchen sie, die Grube mit diesem fabelhaft reichen Erz zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit wird das Konzentrat genau untersucht. Der Analytiker findet Spuren einer chemischen Verbindung, die in Silbererzen sonst nirgends bekannt ist — eine äußerst interessante Erscheinung! Das Muttergestein wird aus rein wissenschaftlichem Interesse untersucht. Man findet nichts. Ein Geologe hört davon, interessiert sich dafür, findet auch nichts und kommt auf die Idee: Fälschung. Nun muß er feststellen, woher das Erz oder vielmehr das Silber des angeblichen Erzes kommt. Kurz und gut, er findet heraus, daß diese minimale unerklärliche Beimengung aus einer Bleielektrolyse stammt, und deren gibt es nur drei in der Welt. Man weist nach, daß einer der Leute in Trail gearbeitet hat — nach sieben Jahren wird der Schwindel aufgeklärt. Ein Triumph für die chemische Analyse; ein interessanter Fall für den Hüttenmann, der sich fragen mag, wie viele solcher Schwindel nicht aufgedeckt werden; eine Lehre für Schwindler und eine nette Kamingeschichte für den Westen. (Fortsetzung folgt.)

# Vom Schneidergesellen zum Freunde Goethes und kurfürstlichen Hofrat.

Zur Wiederkehr des Todestages von Johann Heinrich Jung-Stilling am 2. April.

Von J. H. Dickmann.



Heinrich Jung-Stilling.

Seine Vorfahren waren zumeist Bauern, Köhler, Haubergs- und Bergleute, die im Siegerland seit langer Zeit ansässig waren. Am 12. September 1740 erblickte Johann Heinrich zu Grund als Sohn eines Schneiders das Licht der Welt. Sein Vater beschränkte jedoch seine Tätigkeit nicht allein auf das Handwerk, sondern betätigte sich auch als Schulmeister und zeitweise auch als Feldmesser. Die schöne landschaftliche Umgebung seines Heimatortes und besonders die Beschäftigung seines Großvaters als Kohlenbrenner, mit all ihrer Romantik, haben dem Gemüt des zu Träumereien und Phantasien geneigten Knaben früh ihren Stempel aufgedrückt. Die Bildungsmöglichkeiten waren zunächst sehr gering, und erst die lateinische Schule zu Hilchenbach, die er vom zehnten Lebensjahr an besuchte, konnte den großen Wissensdurst des Knaben wenigstens einigermaßen stillen. Durch eiserne Fleiß brachte es Jung-Stilling in wenigen Jahren dahin, daß er Lateinisch lesen, schreiben und reden konnte. Dieses Wissen veranlaßte den Pastor Selbach, dem fünfzehnjährigen Jung-Stilling eine Schulmeisterstelle zu übertragen. Hier erhielt er durch Bekannte Kenntnis von der Ilias, aber auch lernte er Paracelsus, Jacob Böhme und andere Mystiker kennen, die er begierig in sich aufnahm. Seinem Gönner mißfiel aber diese Art Beschäftigung seines Schüglings derart, daß er ihn seines Amtes enthob und ihn wieder zu seinem Vater zurückschickte. Zu Hause mußte der junge Stilling wohl oder übel seinem Vater in der Schneiderei helfen oder in der Landwirtschaft hart arbeiten. Wenn es ihm auch immer wieder für kurze Zeit gelang, anderweitig ein Unterkommen zu finden, so war er doch noch immer auf das väterliche Haus angewiesen, und das Verhältnis zu

seinem Vater wurde durch die häufigen Mißgeschicke, die Johann Heinrich widerfuhr, immer schlechter, so daß es eines Tages zum Bruch kam. 1762 wanderte er mit vier Talern in der Tasche und ein paar Wäschestücken beladen nach Solingen und fand dort bei einem Schneidermeister Arbeit. Aber nicht nur das, er fand hier auch Anhänger Speners und Terstegens, die den Bedürfnissen seines Herzens nach religiöser Vertiefung entgegenkamen. Bald nachher bekam er eine Stelle als Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann, aber auch hier hielt er es wieder nur kurze Zeit aus. Später sehen wir ihn in Radevormwalde bei dem reichen Gutbesitzer und Kaufmann Glender, der ihn mit Handel, Gewerbe und Landwirtschaft vertraut machte und ihm auch Muße gab, sich literarisch weiter auszubilden. Er studierte hier fremde Sprachen, trieb Logik und Metaphysik und befaßte sich vor allem mit der Augenheilkunde. 1770 rüstete er sich zur Reise, um die Universität Straßburg zu beziehen. Nach mancherlei Schwierigkeiten langte er dort an und fand die Freundschaft Goethes und Herders. In Straßburg widmete er sich mit emsigem Fleiße dem Medizinstudium, erwarb 1772 den Doktorgrad und eröffnete in Elberfeld eine Praxis. 1774 besuchte ihn Goethe; dieser nahm das soeben vollendete Manuskript „Stillings Jugendjahre“ an sich und ließ es ohne Wissen des Verfassers drucken. Der Name Stilling ist zu erklären aus der Verbindung mit den „Stillen im Lande“, einer pietistischen Gesellschaft, der bereits Stillings Vater angehörte. Aber auch in Elberfeld war sein Bleiben nicht von langer Dauer. Bereits in Straßburg hatte Jung-Stilling Verbindung mit der von Eisenhart aus Mannheim in Kaiserslautern gegründeten Staatswirtschaftlichen Gesellschaft aufgenommen und war zu deren Mitarbeiter ernannt worden. Durch die Bemühungen Eisenharts erhielt er nunmehr einen Ruf als Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften an die von der vorgenannten Gesellschaft gegründete Kameralakademie. Im Jahre 1784 wurde die Akademie nach Heidelberg verlegt, und Jung-Stilling kam mit dem Titel eines kurfürstlichen Hofrates an die dortige Universität, folgte aber schon nach drei Jahren der Berufung des Landgrafen von Hessen-Kassel an die Universität Marburg. Immer und immer wieder zwang ihn der Mystizismus in seinen Bann. Durch seine vielen mystischen Schriften in weiten Kreisen bekannt geworden, kam er mit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Baden in Verbindung, der ihn 1803 in seine Dienste nahm. Er wurde von allen irdischen Verpflichtungen entbunden und beauftragt, durch seine Schriftstellerei Religion und praktisches Christentum zu fördern. Dieser Mission hat er bis zu seinem Tode am 2. April 1817 treulich gedient. In den letzten Jahren lebte er meist in einer übersinnlichen Welt. Von einem großen Gottvertrauen getragen, hat er alle Fährnisse des irdischen Lebens überstanden.

Aus der Zeit, in der Jung-Stilling mit der ökonomischen Gesellschaft in Verbindung stand, besitzen wir eine Arbeit, die sich mit dem Stahlgewerbe des Siegerlandes etwas näher befaßt und die immerhin für die heutige Zeit eine wichtige historische Quelle darstellt über einen Zeitraum, der rund hundertfünfzig Jahre zurückliegt und in dem man gerade im Eisenhüttenwesen nach ganz anderen Verfahren arbeitete als heute.

Damals wurde die Umwandlung des Roheisens in Stabeisen in den sogenannten Hammerschmieden vorgenommen, die in einer Zunft zusammengeschlossen waren und die infolge-

Alte  
Sieger-  
länder  
Hammer-  
schmiede.

Bildbild:  
H. Schneek.



dessen den scharfen Zunftgesetzen unterstanden. Das ganze Siegerland hatte etwa vierundzwanzig Hämmer, und der Anteil eines Zunftgenossen wurde durch die Zeit bestimmt. Diese Zeit, die man „Hammerzeit“ nannte, konnte jeder mit Arbeit ausfüllen, wenn die Reihe an ihn kam. Die Hammer-schmiede begannen kurz nach Mitternacht zu schmieden und arbeiteten durch bis abends neun oder zehn Uhr, um recht viel Stabeisen schmieden zu können. Die „Hammerzeiten“ gingen im Todesfalle auf die Erben über und wurden unter diese geteilt, so daß es vorkommen konnte, daß der einzelne Hammer-schmied nur noch einige Stunden schmieden durfte. Die alten Hammerschmiede hatten in der ganzen Gegend ein Monopol und waren darauf bedacht, recht gutes Stabeisen zu liefern. Das Siegerländer Eisen bekam einen guten Ruf, und der Wohlstand verbreitete sich durch das ganze Land. Weil nun aber die Leute schwere Arbeit leisteten, liebten sie kraftvolle Speisen, weniger die Leckereien. Die tägliche Ernährung eines Hammerschmiedes setzte sich, um mit Jung-Stilling zu sprechen, etwa so zusammen: Morgens eine Biersuppe mit Rahm und ein paar Eiern, steif gebrockt mit Roggenbrot, dazu einen fetten Pfannkuchen von Weizenmehl mit Speck und Eiern und darauf ein Butterbrot, auf dem die herrlichste, süße und schmackhafteste Butter fingerdick gestrichen war. Des Mittags eine kraftvolle Fleischbrühe mit Weißbrot steif gebrockt und allerhand Kräutern und Gewürzen reichlich versehen, darauf eine Schüssel des schönsten Gemüses, auf die fetteste und beste Weise zubereitet, nebst einem mächtigen Stück Ochsenfleisch, das auf der Schüssel von Fettigkeit zitterte, und dann noch ein gutes Butterbrot zum Schluß. Des Abends machte ein nußbraun gebratenes großes Kalbsviertel mit Salat und Eiern den Beschluß. Das fette und kostbare siegenische Bier wurde dabei den ganzen Tag nicht gespart. Diese Kost erhielt die Männer bei Kraft. In der Kleidung aber blieben sie bei ihrer bauerlichen Weise.

Nach und nach aber, als die Väter starben, wurden die „Hammerzeiten“ unter die Kinder verteilt und die Zeiten also immer kleiner. Sie konnten demnach mit ihrer kürzeren Zeit nicht so viel verdienen als ihre Väter; doch waren sie ein

gutes Leben gewöhnt, und anstatt sich ein wenig einzuschränken, wurde man noch üppiger, indem man den Wein für die Männer und Tee und Kaffee für die Frauen hinzusetzte. Um nun aber Geld hereinzubekommen, fing man an, dickere Stäbe zu schmieden, wodurch man in kurzer Zeit mehr auf die Waage bekam als zu der Väter Zeiten. Der Erfolg war aber, daß das siegenische Eisen lange nicht mehr so gut und so rein war wie ehemals. Bald zeigten sich aber auch die wirtschaftlichen Folgen. Die bergischen Eisenfabrikanten, die früher das Stabeisen zu gutem Preise abgenommen hatten, drückten nun die Preise herunter, weil zur Verarbeitung der dickeren Stäbe mehr Kosten und Arbeitslöhne erforderlich waren. Dazu kam noch, daß nunmehr außerhalb des siegenischen Zunftgebietes, beispielsweise im kurkölnischen Herzogtum Westfalen, Hämmer gebaut wurden, die, dem Wunsch der bergischen Fabrikanten entsprechend, ihr Stabeisen zu kleinen Stäben ausarbeiteten und es alsdann ins Bergische brachten, wo es viel beliebter war und besser bezahlt wurde als das siegenische Eisen. Jung-Stilling beklagt sich sehr darüber, daß dieses Übel durch eine vernünftige Politik hätte verhütet werden können, wenn die siegenischen Zunftvorsteher darauf gesehen hätten, gutes Stabeisen in kleineren Mengen herzustellen, anstatt große Mengen schlechter Ware zu liefern. Er macht dann noch weitere Vorschläge und berichtet über Bestrebungen des damaligen Regierungspräsidenten von Preußen, die Landwirtschaft zu verbessern, da ja die Hammerschmiede der damaligen Zeit meist neben ihrem hüttenmännischen Beruf noch Landwirte waren.

Wie es in einer solchen Hammerschmiede aussah und welches die Aufgaben eines Hammerschmiedes waren, darüber erhalten wir aus Jung-Stillings Aufzeichnungen ein treffliches Bild. Uns Menschen eines aufgeklärten Zeitalters, mit Kenntnissen der metallurgischen Chemie, erscheint es eigenartig, Berichte aus dem vorvorigen Jahrhundert zu lesen über die im Eisen und Stahl befindlichen Fremdkörper und über ihren Einfluß auf die Güte und die Eigenschaften des Stabes selbst. Jung-Stilling sagt: Roheisen ist wahres Eisen, welches mit „Lecht“ (Laitier = Schlacke) vermischt ist.

Dieses Lecht ist seiner Auffassung nach nichts anderes als verglaste Erde, die mit den Eisensteinen vermischt war. Der Zweck des Hammerschmiedens ist also, das wahre Eisen vom Lecht zu befreien. Jung-Stilling glaubt, daß kein einziger Hammerschmied diesen eigentlichen Zweck kennt. „Sie wollen Roheisen in Stabeisen verwandeln, sie wissen eine Reihe Handgriffe, Werkzeuge, und den Gebrauch derselben, dieses alles verfolgen sie mechanisch, und so erreichen sie ihren Zweck; kennen sie aber denselben physisch, so würden sie ihn nicht nur kürzer und leichter erlangen, sondern die könnten auch oftmalen Fehler verbessern, die ihnen noch jetzt zuweilen unbegreiflich und unheilbar sind.“

Jung-Stilling stellte für den Hammerschmied folgende Richtsätze auf:

1. Damit die Lechteilchen im Roheisen beweglich gemacht werden, muß dasselbe zum zweitenmal eingeschmolzen werden.
2. Die Lechteilchen sind dünnflüssig, die Eisenteilchen zähflüssig; sollen jene aus dem Eisen herausgebracht werden, so muß das Eisen gequetscht werden; am besten eignet sich hierzu ein schwerer Hammer, der dann gleichzeitig auch das Eisen in Stäbe zu bringen vermag.
3. Das Roheisen schmilzt zu einer weichen, breiigen Masse im Herd zusammen; in diesem Zustande kann es nicht mit der Zange gefaßt und unter den Hammer gebracht werden. Es muß vielmehr so lange im Herde bleiben, bis es mit Zange und Hammer behandelt werden kann.
4. Das Schmieden eines Klumpens nützt nichts, vielmehr ist von vornherein Wert darauf zu legen, daß der Klumpen eine Gestalt bekommt, wodurch unter den Schlägen des Hammers auch das im Innersten sitzende Lecht entfernt werden kann.
5. Am Schluß muß das Eisen eine Gestalt bekommen, vermöge welcher es leicht zu versenden ist und wodurch es zu bestimmten Arbeiten ohne weiteres benutzt werden kann.

Alsdann veranschaulicht uns Jung-Stilling sehr weitläufig das Aussehen eines solchen siegenischen Hammers, beschreibt das Gebäude und die Wasserräder, die zwei Wellen treiben, die ihrerseits wieder zwei lederne Blasebälge in Bewegung setzen. Vor jedem Blasebalg steht ein Herd. Dieser hat die Höhe eines Arbeitstisches und besitzt einen viereckigen, mit feuerbeständigen Sandsteinen ausgefütterten Raum, in den das Blasrohr des Blasebalges hineinreicht. Der Hammer erregt nach Jung-Stilling Schauer, wenn man seine Riesengröße anblickt. „Wer die Werkzeuge und Arbeiten dieser Leute gesehen hat, der bewundert nicht mehr so sehr die Stärke oder Macht der Alten, wie sie Felsenstücke aufeinander türmen konnten. Die Siegerländer Hammerschmied er kommen ihnen in dieser Eigenschaft ziemlich nahe. Welcher starke Mann wird dreihundert Pfund Eisen in einem Klumpen mit einer Zange unter einen zwölfhundertpfündigen Hammer halten und schmieden können? Und das kann doch ein siegenischer Hammerschmied und ein jeder muß es können; hieraus ist gewiß, daß nahrhafte Speise und Trank, vornehmlich aber die Übung auch in der Kraft der Glieder, den Meister machen.“ Er beschreibt dann genau das Hammergerüst, das dazugehörige oberflächliche Wasserrad mit seiner zwei Fuß starken Welle, die sich am Ende dort, wo kreuzweise eingelassene Hölzer den Hammer heben, auf drei Fuß verdickt, bestaunt ihren eisernen Beschlag, schildert dann den Einbau des Hammers oder die Keule selbst und den Amboss und beschäftigt sich dann sehr genau mit den einzelnen Bewegungen des Hammers.

Ist der Herd nun vorgeheizt, dann wird eine „Goose“, also ein Stück Roheisen, mit eisernen Stangen in das Feuer geschoben und der Herd ganz mit Holzkohle gefüllt, so daß das Feuer ordentlich in Betrieb kommt. Bald beginnt das Aufschmelzen des Roheisens und sammelt sich als breite Masse in den Kohlen. „Diese geben nun dem Eisen wieder den Feuerstoff, damit es sich nicht verfalke, und bringen das Lecht in

Fluß; das Eisen sinkt auf den Boden des Kastens und schon hier fließt viel Lecht von ihm ab, das durch eine Öffnung, welche der Herd unten am Boden hat, abgelassen wird. Jetzt besteht nun der ganze Kunstgriff des Herdmeisters darin, daß er einen bestimmten Grad des Feuers zu erhalten wisse, welches durch das geschwindere oder langsamere Treiben der Bälge bewerkstelligt wird. Wenn der Grad des Feuers zu stark ist, so schmilzt zwar die Goose geschwind ein, aber das Eisen verbrennt und verliert an der Masse; ist der Grad des Feuers zu klein, so wird das Eisen nicht gar, das ist: das Lecht wird nicht flüssig genug, um ganz herausgequetscht werden zu können, folglich bleibt es kaltbrüchig. Ferner muß auch der Herdmeister darinnen seine Kunst beweisen, daß er eine schöne und überall gleich warme Loppe zu Stand bringe; so heißt nämlich der Klumpen Eisen, welcher im Herde zusammen geschmolzt.“

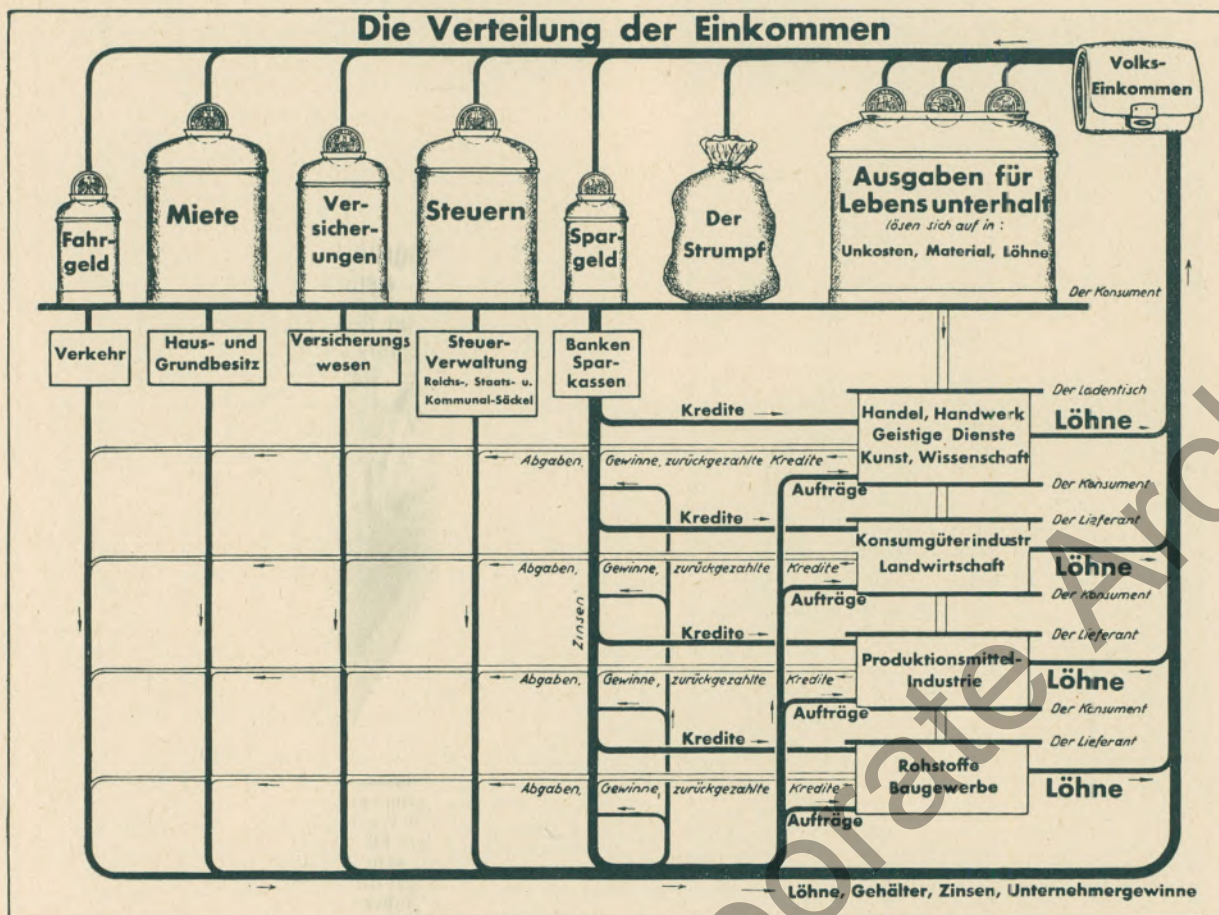
Wenn nun die Luppe ihre richtige Größe erreicht hat, hört der Hammermeister auf, Kohlen aufzutragen, bläst aber stärker. Der Wind stößt in schiefer Richtung von oben gegen den Mittelpunkt der Luppe und gräbt eine tiefe Höhle in das weiche Eisen ein. Das zähe Eisen gibt nach und weicht nach den Seiten aus, das flüssige Lecht aber wird durch den Wind herausgeblasen. Es folgen dann noch mehrere Handgriffe des Hammermeisters, bis endlich die Luppe so weit ist, daß sie aus dem Ofen herausgenommen und unter den Hammer gelegt werden kann.

Zum Schluß seiner Ausführungen gibt Jung-Stilling noch eine Hypothese über den Unterschied zwischen Eisen und Stahl. Er sagt wörtlich: „Eisen und Stahl sind im Grunde nur ein Metall. Dieses Metall könnte man den eigentlichen wahren Mars nennen, der aber niemals in seiner höchsten Reinigkeit erscheint, sondern immer mit einer glasigen Substanz durchdrungen ist. Im Eisen sind die Marsteilchen mit dem Lecht oder Glassubstanz nicht so innig vermischt, sie stehen nur in einer Aggregation zusammen, und die Leilchen sind größer, die Natur hat daselbst gleichsam nur die erste Hand angeschlagen; daher können bei der Zubereitung des Eisens die Glasteilchen besser davon abgesondert werden, mithin wird man die Zähflüssigkeit des Mars gewahr, weil das Glas mehr davon abgesondert worden, und darum ist auch der Ofenmund am zähesten. Hingegen hat die Natur bei dem natürlichen Stahl gleichsam die letzte Hand ans Werk gelegt, und daselbst die Marsteilchen mit den Glasteilchen in Mixturen gebracht, so daß sie nie so weit davon geschieden werden können, als bei dem Eisen; werden nun beide verschmolzene Metalle mit genugsamem Feuerstoff versehen, so ist eins Eisen, und das andere Stahl, ohne daß besondere Kunstgriffe dabei zu beobachten nötig wären. Das Verhältnis des Glases in dem Stahle mit dem Mars verursacht den Grad der Härte und der Schnellkraft, und das Stahlhärten hat weiter keinen Zweck, als den gehörigen Grad des Feuerstoffs auf das Stahl, durch Verschließung der Poren auf der ganzen Oberfläche zu fixieren. Es würde den Raum meiner Abhandlung übersteigen, wenn ich diese Theorie auf alle Erscheinungen, und besonders auf die Bereitung des künstlichen Stahls ausdehnen wollte, ein Kunstverständiger wird mich verstehen, und darüber nachdenken können.“

So berichtete vor mehr als hundertfünfzig Jahren ein Gelehrter über das Eisenhüttenwesen im Siegerland, das auf eine mehr als zweitausendjährige Betätigung in der Eisendarstellung zurückblicken kann\*. Mag der nüchterne Mensch der heutigen Zeit vielleicht lächeln, wenn er solche Ausführungen liest; es ist aber immer wertvoll, die Einstellung eines Zeitgenossen zu der Technik seines Zeitalters kennenzulernen, die doch auch damals, gerade so wie heute, ein Ausdruck der Kultur war.

\* Vgl. Otto Krafa, „Auf den Spuren vorchristlicher Eisenhüttenleute“ in „Das Werk“ 1933, Heft 11.

Literatur: Allg. Deutsche Biographie, Bd. 14; Bemerkungen der Ruhrpfälzischen phys.-ökonom. Gesellschaft vom Jahre 1778, S. 321 ff.



## Der Kreislauf der Geldeinkommen.

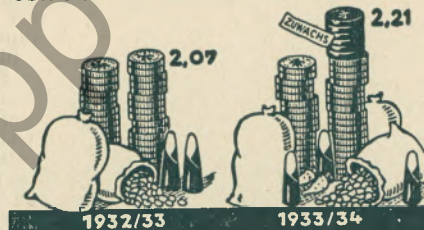
Von Dr. Alfred Striemer, Berlin-Tegel.

Wer eine Eisenbahn- oder Wegekarte betrachtet oder von einem Flugzeug aus auf die Erde blickt, z. B. in ein Industriegebiet, der erkennt deutlich die Linien, Wege, Bahnlinien, Kanäle, auf denen sich aller Verkehr vollzieht. Wir wissen aber auch, daß das Geld ein außerordentlich wichtiges Verkehrsmittel ist, daß es von Hand zu Hand, von Ort zu Ort, von Land zu Land sich bewegt. Seine Wege und Bahnen sind aber keineswegs so sichtbar wie bei den Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln. Macht man sich aber einmal klar, daß sich in Deutschland etwa 35 Millionen Einkommenbezieher befinden, die täglich Geld ausgeben oder einnehmen, nimmt man weiter an — was der Wirklichkeit ziemlich nahekommen dürfte —, daß im Durchschnitt jeder täglich einen Taler verdient und ihn in zehn Teilen verausgabt, dann bekommt man nicht nur plötzlich eine schwache Vorstellung von der Unzahl der Geldbewegungen — denn der Griff in deutsche Geldtaschen erfolgt täglich dreihundertmillionenmal —, sondern es macht sich auch der leise Wunsch bemerkbar, zu erfahren, ob es möglich ist, diese unzähligen, kreuz und quer durcheinanderlaufenden Verkehrswege des Geldes in ein System zu bringen, das das anscheinend chaotische Durcheinander sinnvoll entwirrt. Dieser Wunsch wird um so stärker, als die Unzufriedenheit wächst, weil das Geld nicht reicht, um die dringenden Bedürfnisse zu befriedigen. So fragt der Arbeitslose, warum er kein Geld hat, während an anderen Stellen sich so viel befindet. „Wer verschuldet all die Not, die wir sehen und fühlen?“ so fragen doch

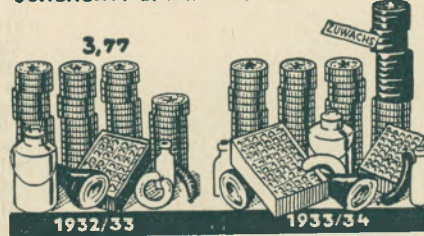
### Hilfe für die deutschen Bauern

Der Verkaufserlös der deutschen Bauernwirtschaften betrug jeweils den Erntejahre:  
(IN MRD. RM.)

#### GETREIDE / KARTOFFELN / ZUCKER



#### SCHLACHTVIEH / MILCH / EIER



#### Die Bauern haben wieder mehr Geld.

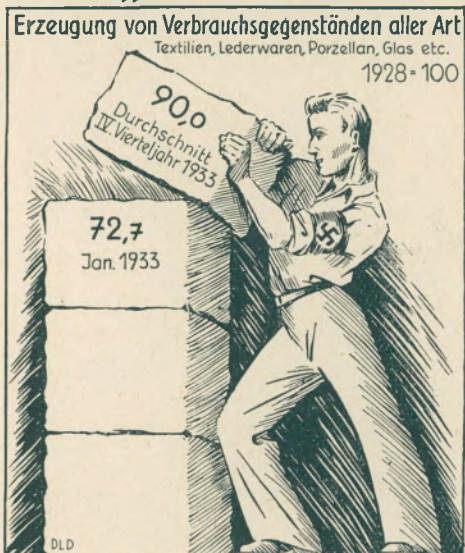
Von 1929 bis 1932 ist der Verkaufserlös der deutschen Landwirtschaft von 10 Milliarden Reichsmark auf 6,5 Milliarden Reichsmark zurückgegangen. Im laufenden Erntejahr 1933/34 wird nach den Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung der Verkaufserlös der deutschen Landwirtschaft wieder 10 % höher liegen als im Vorjahre, also auf etwa 7,3 Milliarden Reichsmark. Der größte Teil der Steigerung entfällt auf die Viehproduktion, wo für die Bauern endlich wieder eine gewisse Rentabilität erreicht wurde. Auf diesem Wege wird es allein möglich sein, den deutschen Binnenmarkt so auszubauen, daß der deutsche Bauer wieder Industriewaren kaufen kann und so seinen wesentlichen Anteil zur Gesundung der deutschen Wirtschaft beitragen kann.

so sehr viele Menschen. Wir brauchen also Klarheit über diese höchst wichtige Angelegenheit, um uns zu beruhigen und um den Fragen den Auskunft geben zu können.

Um diese Klarheit zu schaffen, habe ich versucht, ein Schaubild zu zeichnen, das jedem Klarheit bringen kann. Nach vielen Mühen ist es mir auch gelungen, in einer Zeichnung die Kreisläufe der Geldeinkommen so darzustellen, daß die wichtigsten Vorgänge klar und verständlich werden und man die Zusammenhänge deutlich erkennen kann. Ich bitte nun die Leser, mit mir die Zeichnung zu betrachten. Wir sehen am Kopf rechts oben eine Geldtasche, „Volks-einkommen“. Hier liegen also 33 Millionen Geldtaschen übereinander, in die die Einnahmen fließen, und aus denen all das Geld herauskommt, das wir ausgeben. In Form von „Sparbüchsen“ habe ich die Verteilung der Ausgaben kenntlich gemacht. Links stehen die Büchsen, die der Mann füllt, rechts die große Büchse für die Frau zur Bestreitung der Lebensunterhaltsausgaben. Dazwischen hängt der „Strumpf“, in den das Geld gesteckt wird, das wirtschaftlich totgelegt wird, denn es findet nach unten keinen Ausgang. Der Hausvater — in vielen Familien, insbesondere in der Arbeiterschaft, ist die Frau der Finanzminister — teilt das Einkommen auf: für Fahrtgeld, Miete, Versicherungen, Steuern, Spargeld. Sie alle

machen bei den kleinen und mittleren Einkommen die Hälfte aus. Was die Frau ausgibt, das wandert beim Kaufmann über den Ladentisch. 33 Millionen Menschen verteilen in dieser Weise ihre Einnahmen

## Wachsender Verbrauch



### Erhöhte Kaufkraft.

Durch die wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Regierung Hitler ist es bereits im ersten Jahre gelungen, 2 1/2 Millionen Unterstützungsempfänger wieder zu Lohnempfängern und Verbrauchern zu machen. Wie sich das auswirkt, zeigt unser Bild. Die Erzeugung von Verbrauchsgegenständen des sogenannten elastischen Bedarfs — alles, was man, von Nahrungs- und Genussmitteln abgesehen, zum Leben braucht — ist vom Januar bis zum Ende des Jahres 1933 um ein Viertel gestiegen.

aus Arbeit, Unternehmertätigkeit oder Renteneinkommen und Unterstützungen. Dieses Volkseinkommen, dessen Größe sehr schwankt zwischen 45 und 75 Milliarden Mark, wird nun durch die ganze Volkswirtschaft hindurch bewegt. Es ist aber mit jedem Betrag irgendeine Leistung oder Ware verbunden, die sich nun ebenfalls entsprechend bewegen. So stellt sich die Volkswirtschaft als ein phantastisches Gebilde dar, in dem alles in Bewegung ist und schwingt. Das Geld, das die sechs Büchsen verläßt, strömt in den Kreislauf der Wirtschaft. Die Zeichnung zeigt uns deutlich zwei Gruppen. Rechts strömen die Ausgaben der Hausfrauen zu den Kaufleuten. Diese wieder beziehen ihre Waren von den Konsumgüterindustrien und der Landwirtschaft. Beide erhalten ihre Produktionsmittel, Maschinen und Einrichtungen von den Produktionsmittelindustrien und den Rohstoffgewerben und der Bauwirtschaft.

Das Geld, das in diese vier Wirtschaftsgebiete einströmt, verteilt sich in allen vier Stufen in gleicher Weise. Die Löhne und Gehälter als auch die Entnahmen der Unternehmer für ihren Lebensunterhalt fließen unmittelbar rechts heraus, zurück in die Geldtaschen! Nach links aber strömen die übrigen Kosten, die der Produktions- oder Handelsprozeß erfordert. Zur Bank kommen die Zinsen und Gewinne, weiter gehend die Steuern, die Versicherungsabgaben, die Mieten, die Frachten und Postgebühren.

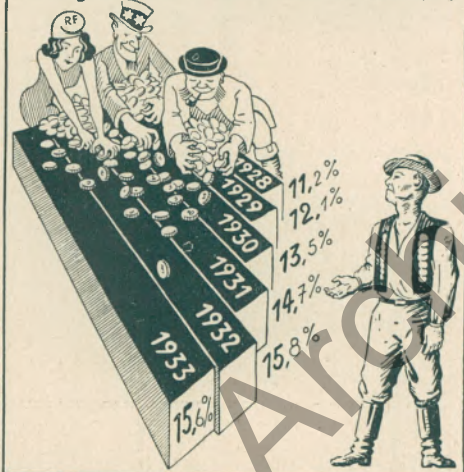
Die aus diesen vier Wirtschaftsstufen geleisteten Ausgaben treffen nun zusammen mit den Abgaben, die in der Zeichnung von oben kommen und die von jedem einzelnen Staatsbürger, der Einkommen bezieht, geleistet werden. Was wird nun aus all den riesenhaften Summen, die bei der Post, der Eisenbahn, den Hauswirten, den Versicherungsgesellschaften, den Steuerkassen und den Banken und Sparkassen eingehen? Wir sehen es in dem Bild sehr deutlich. Alle Einzahlungen fließen restlos wieder hinaus in die Wirtschaft, und zwar alle Personalausgaben unmittelbar wieder in die Geldtaschen zurück, die übrigen Summen werden als Aufträge oder Kredite der Wirtschaft wieder zugeführt. Was z. B. die Eisenbahn oder Post einnimmt, das verwendet sie zur Bezahlung ihrer Arbeiter, Angestellten und Beamten und zur Beschaffung all dessen, was der Betrieb erfordert. Die Bahn errichtet neue Bahnhöfe und gibt das Geld an das Baugewerbe, sie bestellt Lokomotiven und gibt es an die Lokomotivindustrie, neue Bekleidungsstücke und gibt es an die Konsumgüterindustrien oder sie kauft bei den Kaufleuten ihren Bedarf.

Betrachten wir nun weiter die starke, schwarze, vertikale Linie „Banken — Sparkassen“. Was hier eingeht zu Guthriften, das wird wieder ausgegeben als Kredite an die Wirtschaft, wie die Linien zeigen, oder die Guthriften werden zu Sachkapital gemacht.

Wer sich für wirtschaftliche Probleme interessiert, wird nun fragen: Wer setzt nun eigentlich diesen riesenhaften Geldverkehr in Bewegung? Darauf ist zu antworten: Es ist die Nachfrage nach Gütern und nach Diensten, die die ungeheure motorische Kraft bedeutet, die den Geldstrom und den Güterstrom bewegen. Die Verteilung ist ungefähr so, daß 50 % von der Nachfrage am Ladentisch ausgehen, daß etwa 30 % die öffentliche Hand bewegt und 20 % der Verkehr der verschiedenen Wirt-

## Volksgenossen, gebt deutschen Bauern Arbeit und Verdienst!

Von der Gesamteinfuhr waren im Inland erzeugbare Lebens- und Genussmittel in v.100



Trotz starken Rückgangs des deutschen Außenhandels ging die Einfuhr von den im Inland nicht erzeugten Lebens- und Genussmitteln nicht in dem Umfange zurück wie die Gesamteinfuhr. Trotz des starken Preissturzes für Agrarpreise auf dem Weltmarkte ist heute der Anteil an im Inland nicht erzeugbaren Lebens- und Genussmitteln von der Gesamteinfuhr größer als in den Jahren guter Konjunktur. Da Deutschland aber nicht mehr die Möglichkeit hat, die Ausfuhr auf dem Weltmarkte wesentlich zu steigern, ist es nationale Pflicht, den Verbrauch an ausländischen Lebens- und Genussmitteln nach Möglichkeit einzuschränken, weil die nationale Wirtschaft die hohe Einfuhr an Lebensmitteln nicht bezahlen kann.

schaftsstufen untereinander, d. h. was die Konsumgüterindustrien und die Fabriken gegeneinander bestellen.

Da die Menschen von dem Leben, was sie als Lebensunterhaltsmittel beschaffen können, also von dem, was, abgesehen von der Selbstversorgung, über den Ladentisch der Kaufleute gekauft wird, so erkennen wir die ungeheure Bedeutung der Kaufkraft für die ganze Belebung der Wirtschaft und die Arbeitsbeschaffung.

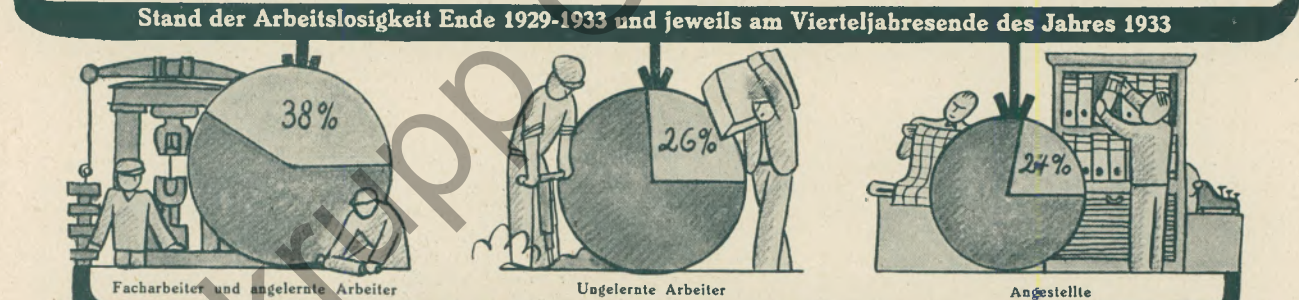
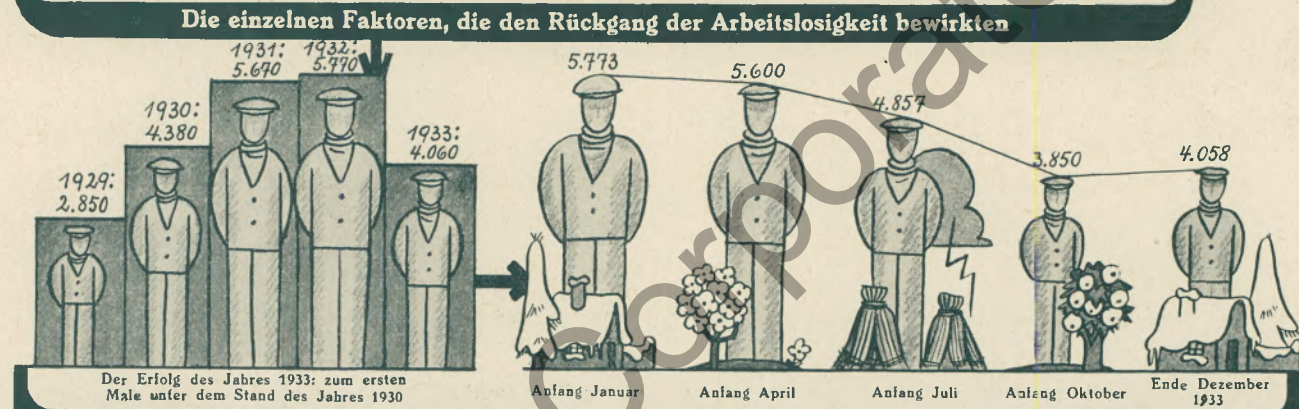
An jedem Ladentisch, aber auch überall dort, wo Käufer und Verkäufer sich gegenüberstehen, da tritt der für das Wirtschaftsleben bedeutendste Faktor in die Erscheinung: der „Preis“. Er bestimmt, wieviel Ware oder Dienste der Käufer für sein Geld erhält. Der Preis aber wieder ist in Abhängigkeit von der Kaufkraft der Konsumenten, denn kein Verkäufer kann mehr fordern, als der Käufer zu zahlen imstande ist. Im „Preis“ aber sind alle Kostenfaktoren der Wirtschaft enthalten: Löhne, Material, Unkosten und Gewinne. So führt uns die Zeichnung, wenn wir auf die Wirtschaftsstufen blicken, zu den wichtigsten Fragen: Wie entsteht die Arbeitslosigkeit, wer soll sparen, d. h. Kapital bilden, welchen Einfluß hat die Einführung von Maschinen als Ersatz menschlicher Arbeitskraft, wo soll der Kapitalist sein Kapital zur Belebung der Wirtschaft einsetzen, welche Forderungen stellt die Qualitätsarbeit, welchen Wert haben die Kapitalansprüche und was ist Kapitalfehlleitung, kann Arbeitszeitverkürzung helfen? usw.

Wer gewohnt ist, wirtschaftliche Probleme durchzudenken, dem wird dieses Kreislaufdiagramm das Erkennen der Zusammenhänge und das wirtschaftliche Denken sehr erleichtern, und jede wirtschaftliche Frage, die an den Leser herantritt oder von ihm selbst aufgeworfen wird, wird er sehr viel leichter und sicherer beantworten können, wenn er das Kreislaufbild vor Augen hat.

Da jeder Mensch Geld braucht, um seinen und seiner Familie Lebensunterhalt zu bestreiten, braucht er Einkommen, das er aus dem Strom der umlaufenden Geldmittel zu erlangen suchen muß. Wird nun Geld festgehalten im „Strumpf“, in den Kassen, auf den Bankkonten usw., dann muß eine entsprechende Zahl von Menschen ohne Einkommen bleiben und der Arbeitslosigkeit verfallen! Die ungeheure Wichtigkeit des Geldumlaufs ist also klar: je schneller das Geld umläuft, desto besser ist es, desto mehr Menschen können an ihm beschäftigt werden.

Es ginge über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus, wenn wir hier auf die einzelnen höchst wichtigen Probleme der Wirtschaft und ihre sozialen Auswirkungen eingehen wollten. Die hier gebotene Beschreibung des Diagramms, beschränkt sich auf den Versuch, ein richtiges Bild von den wirtschaftlichen Zusammenhängen zu geben und den Leser anzuregen, noch tiefer in dieses so ungemein interessante, aber auch schwierige Gebiet einzudringen. Wir befinden uns zur Zeit in einem Umbau unserer wirtschaftlichen und sozialen Struktur, weitgehende Pläne sollen die Nationalwirtschaft fördern. Da dürfte die Darstellung einer nationalen Volkswirtschaft in der vorliegenden Form den Zeitforderungen wohl entgegenkommen.

# Woher sind die Arbeitslosen für?



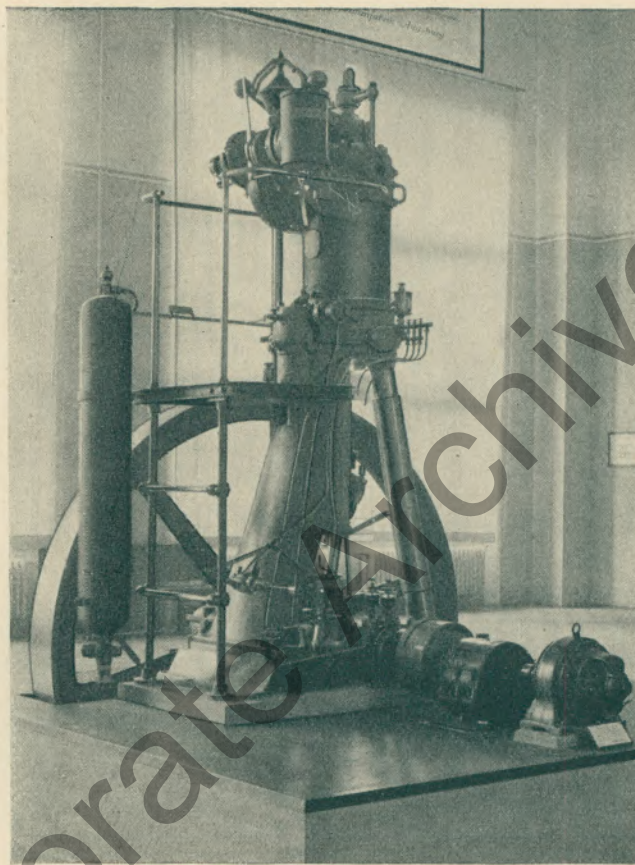
Aus „Das Illustrierte Blatt“, Frankfurt a. M.

## Der Stück- und Blockengießer. Des Höchsten Born reicht weit, erwägt ihn weil es Zeit.



Stück- und Blockenguß im 17. Jahrhundert.

Aus: „Abbildungen der Gemein-Nützlichen Hauptstände“ von Christof Weigel.  
Regensburg 1698.



Der erste betriebsfähige Dieselmotor,  
aufgestellt im Deutschen Museum, München.

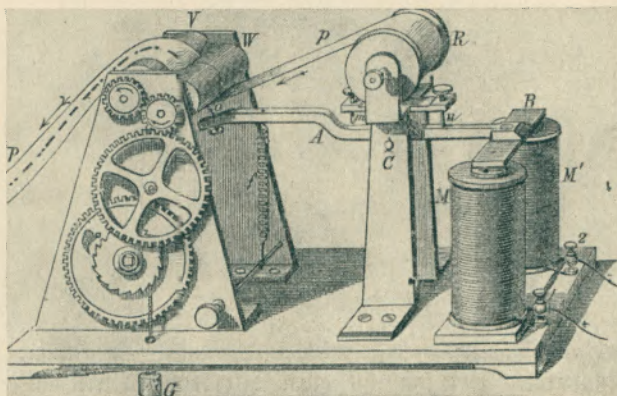
## Technische Gedenktage.

21. 4. 1758 erhielt Isaaß Wilkinson, der Vater des berühmten Hüttenmannes John Wilkinson, ein Patent, Geschütze und Rohre in Sand zu gießen. Bisher hatte man derartige Rohre nur in Lehmformen gegossen, deren Herstellung recht teuer und zeitraubend war. Das Einformen in Sand ging bedeutend schneller vor sich. Man bedurfte hierzu nur eines eisernen Formkastens, in den das Modell eingebettet und mit angefeuchtetem Sand umstapft wurde. Nachdem die Sandform getrocknet war, konnte man die Form ausgießen. Dieses Verfahren, das später von fast allen Gießereien übernommen wurde, hat die Eisengießerei und besonders die Geschützgießerei sehr gefördert und hat sich bis in die heutige Zeit erhalten.

27. 4. 1791 wurde in Charlestown Samuel Finley Breese Morse geboren. Er war Maler und beschäftigte sich neben seiner Kunst mit dem Bau von physikalischen und elektrischen Geräten. 1835 baute er seinen ersten telegraphischen Apparat, der aus einer großen Staffelei bestand, an der ein altes Uhrwerk angebracht war, das an einer Schnur einen Papierstreifen zog. In der Mitte der Staffelei brachte er einen Elektromagneten an, vor dem ein hölzernes Dreieck hing, das einen Schreibstift und zwei Eisenstäbchen trug, die den Polen des Elektromagneten genau gegenüber lagen. Durch Ein- und Ausschalten des Stromes konnte nun Morse mit Hilfe des Schreibstiftes auf den sich bewegenden Papierstreifen Zeichen übertragen. Da aber seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse nur sehr gering waren, setzte er sich mit dem ihm bekannten Professor Gale in Verbindung. Den beiden gelang es im Jahre 1837, ihren Apparat so zu verbessern, daß er mit Erfolg vor-

geführt werden konnte. Nach vielerlei Schwierigkeiten baute Morse im Jahre 1843 die erste Versuchsstrecke zwischen Washington und Baltimore, auf der im nächsten Jahre die erste Depesche befördert werden konnte. Ihm war es, wie nur wenigen Erfindern, vergönnt, die Früchte seiner Arbeit selbst genießen zu können und bis ins hohe Alter hinein — er starb kurz vor Vollendung seines einundachtzigsten Lebensjahres — die segensreiche Anwendung seiner Erfindung zu sehen.

28. 4. 1897 hielt Rudolf Diesel im Bayerischen Bezirksverein des Vereins deutscher Ingenieure zu München seinen ersten öffentlichen Vortrag über die Wirkungsweise der von ihm entwickelten Dampfmachine, nachdem er am Tage vorher bereits in der Kantine der Maschinenfabrik Augsburg vor einem geladenen Zuhörerkreis über den gleichen Gegenstand gesprochen hatte. Diese Vorträge lenkten die Aufmerksamkeit der technischen Welt auf Diesels Arbeiten, die dieser zusammen mit den Firmen Maschinenfabrik Augsburg und Fried. Krupp in Essen in Angriff genommen hatte, um eine brauchbare Dampfmachine zu konstruieren. Schon als Student hatte Diesel den Gedanken gehabt, die an sich recht geringe Energieausnutzung der Dampfmachine zu verbessern. Im Jahre 1893 meldete er sein erstes Patent an und veröffentlichte gleichzeitig eine Broschüre über die Theorie der von ihm erdachten Maschine. Trotzdem traten die genannten beiden Firmen mit Diesel in eine Arbeitsgemeinschaft, und den vereinten Kräften gelang es dann nach mehreren Jahren, eine brauchbare Dampfmachine auf den Markt zu bringen, die dann um die Jahrhundertwende begann, sich ihr Feld zu erobern, und heute neben den Dampfkraftmaschinen einen der bedeutendsten Kraftzeuger darstellt.



Der Morsesche Schreibapparat.

# Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze  
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

## Arbeit und Dienst.

Von Fritz Kossok in der Zeitschrift „Völkische Kultur“.

Daß wir heute die Arbeit in allererster Linie wieder als Lohn, als Tat sehen und darum stärker wieder die Möglichkeit finden, zu ihr hinzugelangen, indem wir das wirtschaftliche Denken in Leistung und Gegenleistung zurückstellen zugunsten der Arbeit überhaupt, der Tätigkeit selbst, bedeutet keine Rückkehr zur früheren Einzelart „Arbeit“. Diese könnte aus der Masse des Arbeitsheeres heute kaum noch gebildet werden.

An Stelle der Einzelart der Arbeit ist die Gesamttat getreten. Wir sehen heute die Arbeit ganz anders als noch vor zehn Jahren. Im Klassenkampf um Lohn und Arbeitszeit war die Arbeit eine Vermögensdecke, an der viele, sehr viele zerrten und zogen, um ihre Bedürfnisse zu decken, auf der einen Seite die „Arbeitgeber“, auf der andern die „Arbeitnehmer“. Diese beiden in sich selbst schiefen Begriffsgegensätze muten uns heute schon fast verstaubt an, wenn es auch noch Tarifverträge und Tarifparteien dieses Namens überall gibt. Aber: kann man denn Arbeit „geben“ und „nehmen“?

Wir haben begreifen gelernt, daß Arbeit und Volkskraft miteinander geheimnisvoll zusammenhängen. Die materialistisch-klassenkämpferische Auffassung der Volkskraft als roher Armgewalt (Alle Räder stehen still...) hat sich als töricht und beschränkt erwiesen. Eine steuerlose Kraft bedeutet das Chaos. Wille und Geist müssen also führen, um die rohe Kraft in Arbeit umzusetzen, in Arbeit als sinnvolle, sittliche Tat. So kam in die Arbeit der Führergedanke, und aus dem Zerrn an der Vermögensdecke der Wirtschaft „Arbeitslohn“ wurde etwas ganz anderes. Eine neue Richtung kam in den Kampf gegeneinander, und es konnte nur eine auf die Führung ausgerichtete Richtung sein.

Diese neue Ordnung der Arbeitskraft unter die Führung von oben nach unten kann natürlich nichts mehr anfangen mit der Abstraktion der Arbeit zu einer sozialen Beziehung des einzelnen, die sich im Lohnverhältnis erschöpft. Es kommt nun nicht mehr darauf an, daß einer „Arbeit hat“, sondern daß er arbeitet, also mit Nichtstun aufhört. Für das Weitere sorgt die Führung der Arbeit.

Damit ist aber aus der Arbeit als willkürlichem Einzeltun etwas anderes geworden. Der Arbeiter seines Lohnes legte die Arbeit fort und ging; der Lohn hörte auf. Der Arbeiter auf Befehl der Führung steht auf seinem Posten in der Arbeitsfront. Er kann nur desertieren!

Die Entwicklung sagt es aus sich selbst: Arbeit wird Dienst. Dienst deshalb, weil Arbeit heute mehr und mehr Auswirkung der Volkskraft wird, die unter willensmäßiger Führung steht. Die Volkskraft aber ist

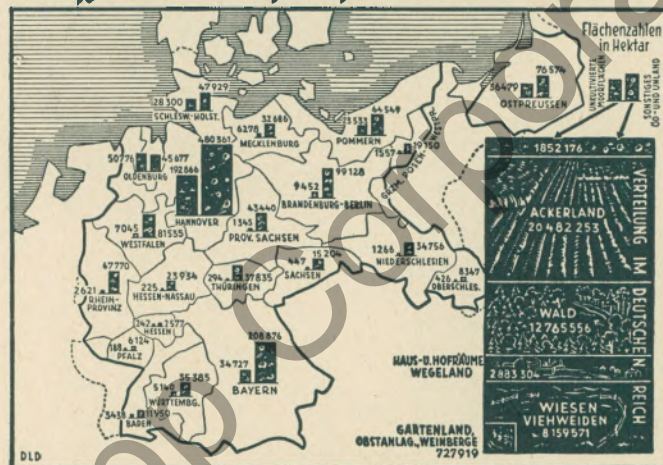
höchstes, unveräußerliches Gut der Nation, das zu verwalten jeder an seinem Teile hat. Wird das aber eingesehen, so kann Arbeitskraft nimmermehr Ware sein, die man um Lohn verkauft.

Dienst ist ein Lohn aus höherem Befehl, mag nun die Pflicht als Inbegriff aller Aufgaben äußerlich sein oder auf inneres, selbstgestelltes Machtgebot sich ergeben. Nicht in der Art des Lohns liegt das Wesen des Dienstes. Der letzte Soldat, der auf Posten steht, tut Dienst. Die Sprache sagt es herrlicher aus sich selbst als unser bewußtes Nachdenken: tut Dienst. Das Lohn wird also als selbstverständlich vorausgesetzt, während die Arbeit in früherer Gestalt eben erst mit dem Lohn anfang.

Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Dienst niemals einem Einzelzweck gelten kann, sondern nur einem von der Person des Diensttenden unabhängigen, übergeordneten Zweck. Der Arbeitsdienst als neue Gestalt des Arbeitens selbst setzt daher unabdingbar voraus, daß der Dienende von seinen Einzelzwecken absteht und in die Gemeinschaft aufgeht. Die äußere Form des Lagers ist daher nicht wirtschaftliche Form, sondern Wesen des Dienstes selbst, untrennbar von seinem Bestande. Aus der Abstraktion der Arbeit des einzelnen zur sozialen Beziehung, zum Lohnverhältnis als solchem ohne den ideellen Kern der Tat „Arbeit“ ist etwas grundsätzlich anderes geworden. Die bisherigen Parteien des Kollektivarbeitsvertrages, der Tarifverträge waren auf der Arbeitersseite Massengebilde, Summen von zehntausend, hunderttausend und mehr Einzelarbeitern, die in die Norm des einheitlichen Tarifs „Leistung und Gegenleistung“ gepreßt waren. Die einzelne Arbeitsleistung wurde ausgeblendet von dieser Norm wie etwa die Schuhsohle in der Schuhfabrik. Der Mensch war eine Nummer wie auf der Blechmarke, die er beim Fabrikator in Empfang nahm, um die Einschaltung seiner Arbeitskraft in den Betrieb anzuzeigen.

Der Arbeitsdienst setzt den Einzelzweck des Lohnverhältnisses, diese tote Norm von Leistung und Gegenleistung, hinweg. Er kennt keine Einzelzwecke, sondern nur den übergeordneten Gesamtzweck des Dienstes, der keine Abstraktion der Arbeit ist, sondern die lebendige, täglich neu wachsende Gemeinschaft von Leben und Tat. Aus der Abstraktion „Arbeit“ des Massenlohnverhältnisses wird die Idee „Dienst“ der Arbeitslagergemeinschaft. Es bedarf keiner Darlegung, daß nur die Idee „Dienst“ Richtpunkt einer sittlichen Haltung sein kann, niemals aber die Abstraktion „Arbeit“ als Inhalt eines Tarifvertrages.

### Größe der Moorflächen und des Odlandes



### Der freiwillige Arbeitsdienst schafft Ackerland.

Eine der Hauptaufgaben des freiwilligen Arbeitsdienstes ist neben der Drainage der vorhandenen Ackerflächen die Urbarmachung von Od- und Moorland. Wie die Karte zeigt, sind noch ganz beträchtliche Odlandflächen vorhanden, die durch die Arbeiten des freiwilligen Arbeitsdienstes zu fruchtbarem Ackerland verwandelt werden können. Dadurch kann die dem deutschen Volke zur Verfügung stehende Ackerbaufläche um nahezu 10% vergrößert und so die Selbstversorgung des deutschen Volkes mit Nahrungsmitteln restlos sichergestellt werden. Die in Deutschland noch möglichen Bodenverbesserungen könnten zu einer Steigerung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung im Werte von 2 Milliarden Reichsmark jährlich führen. Eine halbe Million Menschen kann auf dem neugewonnenen Lande angesiedelt und so eine Losreißung aus der todbringenden Verstädterung erreicht werden. Durch die Tätigkeit im Arbeitsdienst werden die jungen Menschen körperlich und seelisch für ihre spätere Arbeit als Siedler erzogen werden können. Das ist der Sinn und Zweck des freiwilligen Arbeitsdienstes.

## „Hochachtungsvoll“ rollt durch die Nacht.

Ausflug mit den Briefen einer Weltstadt. — Hochbetrieb im Bahnpostwagen. — Organisation des deutschen Postverkehrs.

Aus der „Mitropa-Zeitung“.

... und denke stets an Deine Dich liebende Lotte“, zugeklebt, adressiert, frankiert und in den blauen Kasten geworfen. Wenige Stunden später erblickt dein Brief — weit weg von dir auf einem fernen Schienenstrang — das elektrische Licht des Bahnpostwagens.

Lafst uns sprechen von dem Werk der zehntausend ewigen Wanderer. Viermal am Tage könnten wir spüren, daß sie da sind, aber ihr Dasein verschwindet hinter dem Ruhm der Briefträger. Zehntausend Mann begleiten unsere Briefe kreuz und quer durch Deutschland, zehntausend Mann des Bahnpostdienstes — und da wäre nicht eine Zeile aus einem fremden Orte, die nicht durch ihre Hand gegangen wäre.

Zunächst ein paar „trockene“ Zahlen. Rund 14 000 Eisenbahnzüge werden täglich zur Postbeförderung benutzt. Im Jahresdurchschnitt fährt die Reichsbahn etwa 590 Millionen Wagenachskilometer mit Post. Sie erhält dafür von der Post einen jährlichen Unkostenbeitrag. Außerdem mietet sich die Post zu den Bahnpostwagen, die ihr gehören, täglich noch etwa 2000 Eisenbahnabteile hinzu, und Güterwagen der Reichsbahn besorgen den größten Teil der deutschen Paketbeförderung. Um diese Leistungen zu bewältigen, hat man in größeren Städten besondere Postbahnhöfe gebaut; auch unsere Fahrpläne werden vom Postverkehr weitgehend beeinflusst, denn bei jedem neuen Fahrplänenwurf gibt die Post ihre Stimme ab. 3500 Wagen sind ständig in Fahrt — drei von ihnen besuchte ich in einer Nacht.

Ich hatte mir eine Strecke ausgewählt, deren Betrieb besonders umfangreich und für die Organisation der Bahnpostarbeit typisch ist. Kurz vor 22 Uhr wird der D 6 Berlin-Köln in die Halle des Berliner Schlesischen Bahnhofes gebracht. Zwei Postwagen werden mitgeführt. Sie sind, wie üblich, gleich hinter die Lokomotive gestellt — und knüppelbild bereits beladen. Unerbittlich und ohne Mitleid tragen die gelben Postkarren immer noch neue Ladungen heran. Jeder Bahnpostwagen hat mehrere „Keller“, das sind große Kästen, die unter dem Fußboden angebaut sind und den Raum zwischen den Achsen ausfüllen — und auch diese Keller sind vollgepackt mit Zeitungsbündeln. Trotzdem können wir noch von „Glück“ reden: hätten wir heute Sonntag, so wäre der Betrieb noch sehr viel größer. Denn ein großer Teil unserer Ladung sind Zeitungen, und die sind eben am Sonntag — doppelt so dick. Schöner Frost! Mir naivem Laien ist es rätselhaft, wie man in vier Stunden Fahrt bis Hannover diese Mengen sichten, lichten, verarbeiten will. In Hannover nämlich wird das Wagenpersonal abgelöst durch das Personal eines anderen Bahnpostamtes, der Wagen wird dort von Kölner Beamten übernommen, und die Ständes-ehre verbietet es, dem ablösenden Bahnpostamt Reste zu hinterlassen.

Dreizehn Mann stürzen sich auf die Beutel. Die enthalten nicht nur Post aus Berlin, sondern auch aus dem Osten und Nordosten Deutschlands, aus Polen, Rußland und den Randstaaten — zum Teil aus Zügen, die nur wenige Minuten vor Abfahrt unseres Zuges in Berlin eingetroffen waren. Jetzt kommt höhere Mathematik: da sind Sendungen nach jenen Städten, die auf unserer Strecke liegen — nach Städten auf jenen Strecken, die von unserer Strecke abzweigen — und nach Nebestrecken dieser Nebestrecken. Wir befördern aber auch Briefe nach Orten, die so klein sind, daß sie noch nicht einmal auf den Nebestrecken der Nebestrecken liegen — sondern nur vom Landbriefträger oder Postauto erreicht werden. Und schließlich befördern wir Briefe nach Strecken, die über den Endpunkt unserer Strecke noch weit hinausliegen.

Es ist unsere Aufgabe, diese Sendungen gemäß ihrer Zielorte in Bünde zu sortieren. Wie werden wir dieser Aufgabe gerecht? Ein 20 Meter langer Bahnpostwagen, wie wir ihn hier befahren, enthält etwa 500 Sortierfächer. In jedem Fach können durch Hochstellen und Flachlegen der Briefe zwei Sortierbünde angelegt werden — das wären die ersten tausend Bünde! Weitere 400 Bünde sind auf den Tischplatten anzulegen. Und wenn man in Betracht zieht, daß die Fächer wegen Überfüllung mehrmals entleert und ihre Briefe abgepackt werden müssen, so ergibt sich für jede Fahrt eine Sortierleistung von 1600 bis 1800 Bünden!

Wer Lust und Zeit hat, darf jetzt schätzen, wieviel Ortsnamen so ein einfacher Bahnpostschaffner im Kopf haben muß. Es werden etwa 1600 sein. Rechnet man noch hinzu, daß er auch die wichtigsten Postorte des Auslandes kennen muß, und daß es mit dem Merken der Namen allein nicht getan ist, sondern daß er auch die richtigen Bahnverbindungen kennen und die Briefe dementsprechend mit einer unglaublichen Schnelligkeit auf die einzelnen Fächer verteilen muß (in der Stunde soll er etwa 2000 Briefe behandeln) — da bleibt der Atem weg. Seine Tätigkeit wird Wettlauf mit der Knapp bemessenen Zeit — Wettkampf der Menschenhände mit den rasenden Rollen der Lokomotive.

Allerdings gibt es Hilfsmittel. Wie der Reisende zum Kursbuch greift, um die günstigsten Fahrpläne festzustellen, so hat der Bahnpostschaffner sein „Postleitheft“. Hier sind die Zugverbindungen für den Postverkehr genau so aufgezeichnet, wie im Reisekursbuch die Verbindungen für den Personenverkehr. Neben diesem „Kursbuch der Briefe“ erscheint monatlich eine Postdampferliste, aus der hervorgeht, in welchen Häfen unsere Briefe nach Übersee jeweils den besten Anschluß erreichen. Aber das ist doch nur Nothelfer für seltene Fälle. Im Tempo des Bahnpostwagens ist ein trai-

niertes Gedächtnis besser als das beste Nachschlagewerk. Hier sind selbst die Bindfäden gehegt: sie tragen kleine Konstruktionen, die das Knüpfen beschleunigen, ein besonderes Postpatent.

Trotz all dieser Schwierigkeiten ist der Bahnpostdienst gesucht und beliebt. Weißhaarig sind die meisten der Männer, die ihn ausüben — viele fahren schon zwanzig, fünfundzwanzig Jahre. Die Post hat für sie Logierheime eingerichtet, und sie gewährt ihnen Gehaltszulagen, die je nach der Dauer der Abwesenheit vom Amtsorte recht erheblich sind.

Wir nähern uns Hannover. Der Oberpostsekretär, der den Wagen begleitet, hat inzwischen 4000 „eingeschriebene“ Briefe und andere Wertsendungen sortiert. Ein anderer Beamter, der ihm im Range gleichsteht, beendet gerade die Bearbeitung der ins Ausland gehenden Sendungen. Über den Fächern, in denen jetzt die sortierte Auslandspost liegt, steht geschrieben: Drucksachen Paris; Briefe Nordfrankreich; Drucksachen Barcelona; Madrid; Portugal; Ost- und Südfrankreich usw. In ähnlicher Weise arbeiten auch die ausländischen Bahnposten für uns. Leistung auf Gegenseitigkeit.

Blitzblank und aufgeräumt ist jetzt der Wagen. Nisige Beutel, deren Inhalt nunmehr wohlgeordnet ist, sind mit einem endgültigen Inhaltsverzeichnis verschlossen worden. Schmutzig und struppig verschwinden die Postschaffner in den Waschräumen, um als makellose Kavaliere wieder hervorzukommen. Schon harren auf dem Bahnhof in Hannover die Kölner Kollegen der Übernahme.

... Rückfahrt um vier Uhr früh mit dem Schlafwagenzug Köln-Berlin. Ein Postwagen und einige hundert Mitropa-Betten, sonst nichts. Hier sieht der Betrieb schon wesentlich anders aus. Der Wagen, der nur Post für Berlin enthält, gibt ein typisches Bild von der Beförderung der Post nach deutschen Großstädten. Hier nämlich werden die Briefe schon im Wagen nach den verschiedenen Postämtern dieser Städte vorgeordnet — sofern sie auf der Adresse bemerkt sind. Briefe, die als Ortsangabe nur „Leipzig“ oder „Berlin“ enthalten, kommen in einen Beutel „Leipzig ohne“ oder „Berlin ohne“, können erst am Ziel sortiert werden und erleiden Verzögerung. Dagegen werden Briefe mit „Leipzig C 1“ zum Beispiel oder „Berlin W 10“ schon im Bahnpostwagen entsprechend verteilt und bei der Ankunft sofort an das bestellende Postamt geliefert.

Kleiner Spaziergang durch den schlafenden Zug. Die hier in ihrem rollenden Hotel Berlin entgegenschlummern — die ahnen nicht die Arbeit im Galopp, die ein paar Schritte weiter vor sich geht — ahnen nicht, daß mit ihnen Briefe reifen, von denen einer vielleicht in wenigen Stunden zu Haus auf ihrem Schreibtisch liegen wird. Und es ist gut, daß sie es nicht ahnen. Denn Komfort ist erst jene Bequemlichkeit, die selbstverständlich geworden ist. Und der beste Kundendienst ist der, über den man nicht zu diskutieren braucht.

Die Mannschaft hat tief umschattete, müde Augen. Der Laie spürt in den Gliedern die durchrüttelten, durchwachten Stunden. Draußen graut der Morgen über einer Nacht im Bahnpostwagen.

## Die Natur erfand es zuerst.

Aus einem Artikel von Robert E. Martin in „Popular Science“, New York.

Als während des Weltkrieges zum ersten Male Giftgaschwaden auf die feindlichen Heere losgelassen wurden, hielt man das für etwas Neues. Aber schon lange, bevor der Mensch die Anfertigung größter Feuersteinwaffen gelernt hatte, hatte die Natur schon eine beträchtliche Anzahl ihrer Geschöpfe für eine chemische Kriegsführung ausgestattet.

Wenn man sich davon überzeugen will, so lasse man keinen Stein ununtersucht, vor allem nicht an feuchten Stellen. Früher oder später wird man durch ein leises Geräusch belohnt werden und beobachten, wie aus nächster Nähe eines Käfers winzige Wolken eines bläulichen Rauches aufsteigen. Wenn der Käfer durch einen seiner natürlichen Feinde belästigt wird, dient diese Gaswolke ihm als Schutz, weil sie ihm ein Entkommen ermöglicht, während der Feind noch aktionsunfähig ist. Diese Fähigkeit, seine Feinde mit Gas zu betäuben, hat ihm den Namen Bombardierkäfer eingetragen.

Einige Ameisenarten sind mit einem Säure-Spritzapparat ausgerüstet. Wenn sie angegriffen werden, heben sie den Kopf und lassen aus ihrem Munde einen Strahl Ameisensäure herausschnellen, mit dem sie einen zwölf bis dreizehn Zentimeter entfernten Punkt erreichen können.

Wenn man eine Erfindung nennen sollte, die der Mensch als seine eigene bezeichnen kann, so würde man wohl Pfeil und Bogen, Klinge, überhaupt jede Waffe aufzählen, die einen Körper auswirft. Aber selbst diese Waffen hat die Natur schon vor ihm erfunden. Viele Pflanzen und einige Tiere benutzen Wurfgeschosse. Vielleicht das erstaunlichste Beispiel bietet die Jagdflinte eines Fisches, der in Indien heimisch ist, des Schützenfisches (*Toxotes jaculator*). Seine Hauptnahrung bilden Insekten, die sich auf den Blättern von Pflanzen nahe der Wasseroberfläche aufhalten. Der Fisch kann nicht hinter ihnen her jagen, daher entschließt er sich, sie zu schießen, gerade so, wie der Jäger aus großer Entfernung das Wild erlegt. Er schluckt Wasser ein, und indem er das Maul zusammenzieht, spritzt er es mit solcher Kraft und Sicherheit aus, daß er selten an dem Insekt, auf das er es abgesehen hat, vorbeistrift.

Die in der Medizin verwendete Injektionspritze ist erst seit fünfzig Jahren bekannt und wurde erfunden, um dem Blute eine geringe Menge schmerzstillender Drogen zuzuführen. Die Natur machte diese Erfindung

schon lange, bevor der Mensch auf diesen Gedanken verfiel, aber sie füllte diese Spritzen mit Gift als Verteidigungsmittel für einige ihrer Geschöpfe. Die Giftzähne der Klapperschlange, Kobra und anderer giftiger Schlangen funktionieren nach demselben Prinzip wie die Injektionspritze.

Bienen, Wespen und einige Ameisenarten sind ebenfalls mit Injektionsnadeln ausgerüstet, die, wenn sie in andere Insekten eindringen, tödlich wirken, dem Menschen aber unangenehme Schmerzen verursachen.

Obleich die Natur schon so manche unserer Erfindungen vorweggenommen hat, ist es doch selten, daß der Mensch sich bei einer Erfindung direkt die Natur zum Muster genommen hat. Dies aber war zum ersten Male der Fall beim Bau des Kristallpalastes in London, des ersten der ganz aus Stahl und Glas hergestellten Gebäude, die heute allgemein für Fabriken und Bahnhofshallen in Gebrauch sind.

Für die Ausstellung des Jahres 1851 sollte ein großes Gebäude gebaut werden, aber nicht ein einziger Architekt war imstande, mit einem Plan aufzuwarten, der allen Ansprüchen genügte. Plötzlich legte Joseph Paxton, ein Gärtner, in rohen Umrissen einen Plan vor, der auf einem vollkommen neuen Prinzip fußte. Er hatte die Riesenblätter der Victoria Regia genau studiert, dieser großen Wasserpflanze, deren einzelne Blätter ein kleines Kind zu tragen vermögen, und hatte das Geheimnis der Tragkraft dieser Blätter herausgefunden.

Paxton kopierte nun einfach in Stahlträgern die Anordnung der großen Blattrippen, fügte die ihm von seinen Gewächshäusern so vertrauten Glasseiten hinzu, und der Kristallpalast war fertig. In Anerkennung seiner originellen Idee wurde der unbekannte Gärtner ein berühmter Architekt.

Jeder weiß, wie sehr sich ein schwüler Sommertag nach einem plötzlichen Gewitterstauer abkühlt, und der Physiker weiß, daß die Hitze bei der Verdampfung des Wassers, das als Regen gefallen ist, aufgebraucht wurde und so die Luft abgekühlt hat. Einige Substanzen, wie Ammoniak und Kohlensäure, verbrauchen bei der Verdampfung mehr Wärme als Wasser und haben daher eine größere abkühlende Wirkung. Diese Tatsache hat der Mensch sich bei der Herstellung künstlichen Eises zunutze gemacht.

Die Natur jedoch hat seit langem die Wirkung verdampfender Kohlensäure und verdampfenden Wassers zugunsten der indischen Urnenpflanze verwandt. Diese Kletterpflanze ist oft lange der Dürre ausgesetzt. Um Wasser aus der Luft zu erhalten, benutzte die Pflanze einen Kollapparat. Einige ihrer Blätter haben eine Karaffenähnliche Form. Vom Stengel führt eine lange, vielzweigige Wurzel bis auf den Grund dieser Karaffe. Die Innenseite der Karaffe scheidet Wasser und Kohlensäure aus. Wenn dies kührende Gemisch verdampft, sinkt die Temperatur in der Karaffe, und folglich sammelt sich die Feuchtigkeit der Luft auf der in der Karaffe befindlichen Wurzel, genau wie sich an einer Karaffe mit Eiswasser Wassertropfen sammeln. Diese Feuchtigkeit fließt nun auf den Boden der Karaffe hinab und wird dann von der Pflanze zum eigenen Gebrauch aufgesogen.

Jeder Tischler weiß, daß die festeste Verbindung der Kanten einer Kiste der Schwalbenschwanz ist. Ein schwalbenschwanzförmiger Zapfen des einen Brettes greift in einen gleichartig ausgebildeten Ausschnitt des anderen Brettes ein wie die Finger gefalteter Hände. Diese Methode, wie jedes andere gute Konstruktionsprinzip, wurde zuerst von der Natur verwendet. Man braucht sich nur bei einem Schädel die Linien anzusehen, wo die einzelnen Knochen des Schädels miteinander verbunden sind, und man wird feststellen, daß eine jede Verbindung ein vollkommener Schwalbenschwanz ist.

Alle vorschrittsmäßig gebauten Theater, Fabriken und Bergwerke haben eine Ventilation. Aber dieses Ventilationsystem ist erst eine kürzliche Errungenschaft der menschlichen Architektur, während sein Prinzip schon lange von den Bienen angewandt worden ist. Die Resultate, die sie in ihren Bienenstöcken zu erzielen wünschen, sind dieselben, die der Mensch erstrebt, aber anstatt eine Luftströmung durch elektrisch betriebene Ventilatoren hervorgerufen, erzeugen die Bienen sie mit ihren Flügeln. Am Eingang des Bienenstocks bildet eine Anzahl Bienen eine lange Reihe, und unter lautem Summen schlagen sie die Luft unaufhörlich mit ihren Flügeln und halten sie in Bewegung, bis die Temperatur und die Feuchtigkeit im Innern gesunken sind.

Ganz gleich, wie originell eine menschliche Erfindung sein mag — es ist fast sicher, daß die Natur vor Tausenden von Jahren schon den gleichen Gedanken hatte. Darum gibt die Wissenschaft heute Erfindern den Rat, sich auf die Suche zu begeben und die mechanischen Vorrichtungen der Natur zu erforschen, um wertvolle Mechanismen für menschliche Gebrauchszwecke aufzuspüren.

## Platon als Lehrmeister des neuen Deutschlands.

Von Kurt Hildebrandt.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

Der im Verlag Alfred Kröner, Leipzig, erschienenen Neuauflage von Platon, „Der Staat“ (Deutsch von August Horneffer; mit Anmerkungen 376 Seiten, Preis 3,75 M.), entnehmen wir folgende zeitnahe und geistvolle Darlegungen aus der Einleitung von Kurt Hildebrandt.

In der Zeit staatlicher Erneuerung von Platon, dem Weisen längst vergangener Zeit, reden, das scheint den Unkundigen verlorene Mühe, da doch sein Name sprichwörtlich geworden ist für alles bloß Gefagte, bloß

Gedachte, in der Wirklichkeit folgenlos. In Wahrheit aber gibt es nicht viele Bücher, die in den Jahren des Aufbruches, wenn die zur Macht gelangten Führer den höchsten Maßstab für das politische Handeln, den Samen für die geistige Entfaltung und Durchgliederung des Volkes suchen, so entscheidend und fruchtbar werden können wie Platons Werke. Dazu freilich muß man sie erst lesen lernen, und es ist eine erstaunliche Tatsache, daß bisher nur wenige sie als ein Gesamtwerk zu lesen verstanden, wozu weder der Fleiß des Philosophen, noch der Scharfsinn des Logikers, noch die Überschau des Historikers ausreichen: denn nur aus dem Kern dieser Persönlichkeit, aus dem tätigen Willen des staatlichen Gründers ist dies Werk verstehbar.

Es klingt vermessen, deuten zu wollen, was Jahrtausende verkannt haben, aber es ist die Ähnlichkeit der Weltstunde, es ist die gleiche Not, der drohende Untergang der Nation, die unsere Zeit hellhörig machte für das Werk des größten aller Philosophen.

Erst Nietzsche hat mit feherischem Blick in Platon die große politische Leidenschaft erkannt, aber seine Anhänger hören lieber auf seine Scheltworte gegen den mythischen Nebenbuhler, als auf die bewußte und unbewußte Preisung, die er diesem Vorbilde gewidmet hat. Erst Stefan George hat der Gegenwart gezeigt, was es heißt, einen geistigen Staat gründen, und hat damit manchem das Auge auch für Platon geöffnet. Erst die Weltkatastrophe hat ganze Völker gelehrt, daß es ohne seelische Wiedergeburt keine Rettung gibt. Und erst die Neugründung des deutschen Staates hat die Grundlage geschaffen für eine echte deutsche Kultur, für die Verwirklichung des deutschen Volkstums.

Unmännlich ist der Fatalismus, der an historische Gesetze glaubt und aus Griechenlands Schicksal ablesen will, was heute notwendig wieder geschehen muß. Andere Erkenntnis, anderer Wille schaffen auch anderes Schicksal. In diesem tätigen Sinne sind auch solche Gedanken erlaubt, was wohl aus Griechenland geworden wäre, wenn es Platon zum Herrscher erkorren hätte, wie Theben den Epaminondas, wenn Alexander als Platons Erbe hätte regieren dürfen. Das ist der Sinn, in dem man Platons Werke heute lesen soll. Denn tatsächlich hat unser Wille schon entschieden für einen andern geschichtlichen Verlauf. Platon wollte, als der Weise, selbst der gesetzliche Diktator der hellenischen Nation werden — und wenn das nicht möglich war, wollte er einen dazu fähigen Tyrannen mit seinem Geiste füllen. So real war der Wille dessen, den die Schwäger eines Zeologen schelten. Er erkannte, daß diese Einung nicht möglich oder doch nicht fruchtbar sei, ehe die hellenische Seele wiedergeboren sei. Diesen beiden Aufgaben diente sein ganzes langes Leben — aber er scheiterte an den partikularistischen Machtstrebungen des Griechentums, wie es sich in Demosthenes, in syrakusischem Großstadtpöbel und selbst in Epaminondas ausdrückt.

Die deutsche Nation hat sich anders entschieden, sie hat den von Platon geforderten Weg beschritten und die selbststüchtigen Bestrebungen der politischen Einzelgebilde niedergeschlagen. Noch nie war die staatliche Einheit des Deutschland so fest gefügt wie heute. Das aber ist nicht Vollendung, sondern Verheißung und Verpflichtung. Der Staat ist nur Mittel des Volkes, und der Sieg des Staates ist erst der Anfang: das deutsche Volk muß erst in jahrzehntelanger Arbeit wirklich geschaffen, der deutsche Geist entfaltet werden. Viele glauben, berauscht vom ungeahnten Erfolge, nun alle Tradition verwerfen zu dürfen oder sich doch auf altgermanische Formen beschränken zu müssen. Das ist der Sinn nicht. Wenn das Deutschland seine Weltendung erfüllen will, so darf es sich nicht auf schon ausgewirkte deutsche Formen zurückziehen, sondern es muß durch eine neue Schöpfung der ganzen arischen Völkerfamilie vorangehen. Die höchste Verwirklichung der arischen Kultur aber war bisher die hellenische — in ihr steht der Deutsche das Verwandte und Eigene, das Bild seiner Sehnsucht, auf das er schauen muß, wenn er seine Kräfte sammelt. Mit Winkelmann, Goethe, Hölderlin, Wagner, Nietzsche vertrauen wir auf die Wiedergeburt des hellenischen Geistes im deutschen Blute.

Toren, die hierin humanistische Rückwendung sehen oder glauben, daß von einer klassizistischen Nachahmung die Rede sei. Gerade Platons Schicksal erinnert uns, daß wir den Weg des Griechentums nicht wiederholen dürfen, sondern den Platonschen Weg von der Stelle an weitergehen, an der die griechische Nation ihren Führer Platon verraten hat. Nicht Nachahmung, sondern äußersten Ansporn der schöpferischen Kräfte bedeutet uns die Schau des Hellenentums. Wer in dieser Ehrfurcht eine Schwächung des Deutschland und seiner natürlichen Eigenart sehen will, der wird durch die Worte Adolf Hitlers zum Schweigen verwießen: Die allgemeine Bildung einer Nation „muß im Gegenteil stets eine ideale sein. Sie soll mehr den humanistischen Fächern entsprechen und nur die Grundlagen für eine spätere fachwissenschaftliche Weiterbildung bieten. Im anderen Fall verzichtet man auf Kräfte, welche für die Erhaltung der Nation immer noch wichtiger sind als alles technisches und sonstiges Können. Insbesondere soll man im Geschichtsunterricht sich nicht vom Studium der Antike abbringen lassen. Römische Geschichte, in ganz großen Linien richtig aufgefaßt, ist und bleibt die beste Lehrmeisterin nicht nur für heute, sondern wohl für alle Zeiten. Auch das hellenische Kulturideal soll uns in seiner vorbildlichen Schönheit erhalten bleiben. Man darf sich nicht durch Verschiedenheiten der einzelnen Völker die größere Rassengemeinschaft zerreißen lassen. Der Kampf, der heute tobt, geht um ganz große Ziele: eine Kultur kämpft um ihr Dasein, die Jahrtausende in sich verbindet und Griechen- und Germanentum gemeinsam umschließt.“ Diesen Sätzen ist keine Silbe abzugewichen und keine hinzuzufügen.

## Kennen Sie Frau Nausies?

Es gibt selbst in unserer heutigen sachlich-nüchternen Zeit, die vom Märchen nichts mehr wissen will, noch immer reizvoll phantastische Dinge, die nur meist in einer rauhen, uninteressanten Schale stecken und dadurch vor dem Entdecktwerden verschont bleiben.

Da existiert beispielsweise ein ungeheuer dickes Buch, das den Titel „Ortsnamenverzeichnis des Deutschen Reiches“ trägt und auf mehr als dreizehnhundert Seiten zwispaltig in engen Kolonnen jeden Namen auf-führt, den die unzähligen Städte, Dörfer, Marktplätze und Weiler Deutschlands tragen, ja selbst die Förstereien sind namentlich erwähnt. Wer den Wälzer ohne einen bestimmten Zweck zur Hand nimmt, der dürfte wohl unwillkürlich die Ortsnamen aufschlagen, die zu seiner näheren Heimat gehören oder die ihm sonst gerade irgendwie geläufig sind. Beim ziellosen Blättern aber werden einem alle die Seltsamkeiten entgehen, die, zwischen den vielen „Nieten“ eingestreut, ein wahres Jagdparadies für den deutschen Sprachforscher darstellen.

Beim ersten Hinschauen hält man es kaum für möglich, daß es beispielsweise ein Dorf gibt, das „Frau Nausies“ heißt; es liegt, ebenso wie das Dorf „Frau Rombach“, in Hessen, jedoch in einem anderen Kreis. Um gleich bei dem schöneren Geschlecht zu bleiben: bei Wasserburg am Inn finden wir den Weiler „Elisbeth“, im Westerwald das Dorf „Jrmitraut“, das Dorf „Lotte“ im Kreis Tecklenburg in Westfalen, „Nicoline“ und „Sabine“ in Oberschlesien, den Ort „Thella“ bei Leipzig, „Theresia“ im Neßekreis, „Wilhelmine“ in Pommern, während die männlichen Vornamen nur mit „Maximilian“, einem Dorf in Bayern, vertreten sind.

Berufsbezeichnungen und Titel enthalten die Dorfnamen „Priester“ (Sachsen), „Bischof“ (Hannover), „Marschall“ (Oberbayern) und „Koch“ im Kreise M.-Gladbach. Was die Geographie anlangt, gibt es in Deutschland drei Dörfer des Namens „Krakau“, „Rom“ liegt außer in Italien auch in Mecklenburg, „Konstantinopel“ in Pommern. Bekannt sind die Ortsnamen „Hampshire“, „Quebeck“, „Malta“, „Pennsylvanien“, „Sumatra“ des Kreises Oststernberg, die an unerfüllte Wünsche daheimgebliebener Auswanderer für alle Zeiten erinnern, aber wer kennt „Tessin“ in Mecklenburg und vermutet „Ceylon“ in der Neumark?

Dreimal zählen wir den Dorfnamen „Paradies“, bei Hildesheim liegt der Ort „Himmelstür“, Wie aus dem Märchen klingen die Namen „Engelwarz“ (Allgäu), „Fantasie“ (Oberfranken), „Gewissensruh“ (Hessen-Nassau), „Herzschlag“ (Bayern), „Schalmen“ (Ostpreußen), „Schweigen“ (Pfalz) und „Bogelsang“, letzterer Name ist vierzehnmal vertreten.

Dem Tierreich entlehnt finden wir weit verstreut im ganzen Reich: Himmel, Hammel, Wolf, Hahn und Igel, Fisch, Hering, Krebs und Waal, Habicht, Lerche, Stieglitz, Kiebitz, Biene, Hummel, und auch Floh (Dorf in Ostpreußen) fehlt nicht. Dem Pflanzenreich gehören an: Birnbaum, Nußbaum, Linde, Espe, Laub, Holz, Ast, Strauch, Gras, Moos, Pflz, Weizen, Roggen, Mais und Malz. Die Dorfnamen Meer, See, Wasser, Sumpf, Ebene, Luft, Nebel, Wind, Wolken, Regen und Hagel zeigen deutlicher als eine langatmige Erklärung Ortslage und Klima an.

Würde man nur wenige ergänzende Worte hinzufügen, so ließe sich aus den nachstehenden in willkürlicher Folge zusammengestellten Dorf-bezeichnungen mit Leichtigkeit eine kleine Ballade erdichten: Frühling, Paar, Anmuth, Freude, Kummer, Sorge, List, Lachen, Tanz, Hochzeit. Wie diese Namen aus dem Alltag heraus entstanden sein mögen, so führen: Kuchen, Speck, Sülze, Salz, Gabel, Quirl und Essig in den Bereich der Küche.

Ans Mittelalter erinnern: Herold, Lanze, Helm und Lederhose. Mit 3, 4, 8 und 30, natürlich in Buchstaben ausgedrückt, ist die Zahlenwelt unter den Ortsnamen vertreten. Selbsterweise ist auch die Beschreibung des menschlichen Kopfes recht vollständig vorhanden. Haar, Stirn, Wange, Ohr, Lippe, Zahn, Haarzopf und Pagenkopf sind deutsche Dörfer, in Tälern, Ebenen und auf Bergen gelegen.

Die Auswahl der kuriosen Ortsnamen ließe sich noch beliebig erweitern. Wer sich in seinen Mußestunden gern mit den Merkwürdigkeiten der Sprachkunde befaßt, der wandle einmal mit Hilfe des oben angegebenen Nachschlagewerkes von Nach über Affenhausen-Bierhütte-Milchbude-Wüstenbrand bis Inwodens. Man kann diese anstrengende Reise nicht an einem Tage bewältigen, aber unterwegs erlebt man so viel Interessantes, daß man die angewandte Mühe bestimmt nicht zu bereuen hat.

H. W. Ludwig.

## Wie denken sie über das Buch?

Eine Umfrage von Fr. W. Pollin, Aschersleben.

Wir sollten die Bücher wie Lederbissen ansehen und nicht nur nach dem greifen, was uns am meisten reizt, sondern hauptsächlich auf das achten, was am gesündesten ist; nicht, als ob wir auf jenes ganz zu verzichten brauchen, aber dieses ist doch bei weitem vorzuziehen.

Plutarch (40—120 n. Chr.).

Viel löblicher, ein Buch zu lesen,  
Denn Fest und lautes Gassenwesen.

Püterich v. Reichartshausen (1462).

Das Wort Esel, wenn's zurückgelesen wird, so heißt es: lese; wahr ist es; wenn jemand kein unverständiger Esel bleiben will, so muß er Bücher lesen.

Abraham a Santa Clara (1644—1709).

Ein Zimmer ohne Bücher ist wie ein Körper ohne Seele.

Cicero (106—43 v. Chr.).

Und wenn mir alle Königskronen der Welt für meine Bücher und meine Freude am Lesen angeboten wären — ich würde sie ausschlagen.

Fénélon (1651—1715).

Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis von Menschen, an deren Umgang wir Geschmack haben.

L. Feuerbach.

Ohne Bücher würde ich bald verrückt werden oder eingehen.

Mirabeau.

Ohne eigene Bücher zu sein, ist der Abgrund der Armut, verweile nicht darin.

Ruskin.

Eine Büchersammlung ist die Gegenwart eines großen Kapitals, das geräuschlos unberechenbar Zinsen spendet.

Goethe.

Wenn die Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch.

Jean Paul.

Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenke eignet. Man liest es oft, man kehrt oft dazu zurück, man naht sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, einen Hausrat in jedem gleichgültigen Augenblicke des Lebens und erinnert sich immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses.

W. v. Humboldt.

Ein Buch, das man liebt, darf man nicht leihen, sondern man muß es besitzen.

Nietzsche.

Eine Bibliothek ist eine Schatzkammer und ein Tempel der Museen.

Harnack.

Ich bin kein Bücherwurm, aber der Anblick einer Bibliothek kann mich zuweilen erschüttern. Diese still gereihten Schätze des Geistes, welche Summen von Empfindung, Bekenntnis, Gedankenkühnheit, Erlebenem, mit Leben bezahltem Wissen enthalten sie — welch eine Welt von Menschlichkeit! Ja, eine Büchersammlung kann mit Gefühle erwecken, denjenigen verwandt, mit denen man den gestirnten Himmel betrachtet.

Thomas Mann.

Es gibt drei Dinge, welche uns in die Lage versetzen, über uns selbst hinauszuwachsen zu können: die Einsamkeit, die großen Bücher, das heißt: der gedruckte Geist, die gedruckten Herzen großer Menschen, und die Natur.

Peter Altenberg.

Wer ein gutes Buch verschenkt, der gibt mehr als Geld, Brot und Arbeit: er gibt Friede, Freude und Frohsinn.

Hermann Löns.

Man kommt oft weiter durch ein Buch als durch viele Menschen, die es gut mit uns meinen.

Braun.

## Beabsichtigen Sie, „Das Werk“ am Jahresschluß einbinden zu lassen?

Dann empfehlen wir Ihnen zur Schonung den sofortigen Bezug einer **Sammelmappe.**

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“, ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden.

Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinenrücken und -ecken. Einschlagleisten aus biegsamem Karton. Preis RM. 1.—.

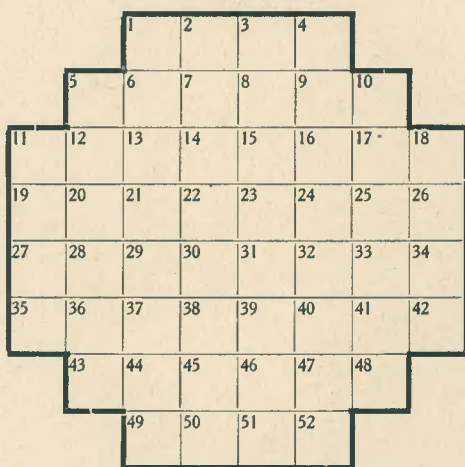
Ganzleinen: Besonders starke, dauerhafte Ausführung. Einschlagleiste aus doppelter Leinendecke mit festem Kartonvorstoß und Randverschnürung. Preis RM. 1,75.

Zu den vorgenannten Preisen treten bei Postzustellung die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

# Der Nussknacker

## Silbenkapselspruchrätsel.

(Gefällig geschügt.)

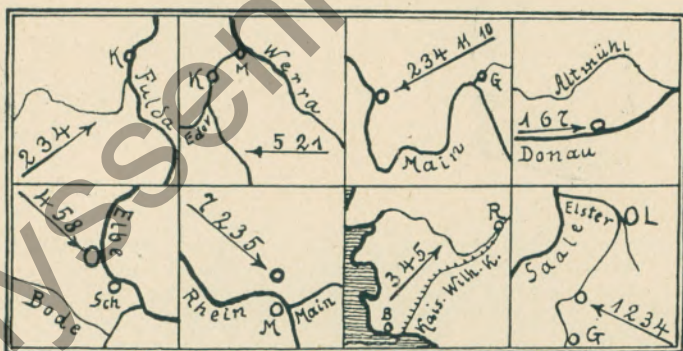


a - a - bär - bar - chen - de - de - de - dei - dern - dra - e - flan -  
ge - gen - ger - hall - kas - frei - le - li - lom - mei - meu - män -  
pa - preu - ra - rei - rei - ros - san - sen - sin - sit - sgen - tan - te -  
ten - ten - u - um - van

Aus den Silben sind vierzehn Wörter zu bilden. In jedem Lösungswort ist ein kleineres eingekapselt, dessen Buchstabenanzahl sich jeweils aus den Zahlen ergibt, die hinter den Definitionen stehen. Diese Zahlen geben weiter an, in welche Felder der Figur die einzelnen Buchstaben der Kapselwörter einzutragen sind. Beispiel: 1. Meuten, Kapselwort = Leu. 2 ist in Feld 51, e in Feld 37, u in Feld 45 einzutragen. Die in die Figur eingetragenen Buchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Wort von Buffon. (ch = ein Buchstabe.)

1. Nordamerikanische Inselgruppe (51, 37, 45). 2. Stadt am Hohen-  
twiel (4, 3, 1, 2). 3. Heilige Schrift (14, 15, 42, 43, 22). 4. Schreib-  
material (5, 6, 52). 5. Amerikanisches Säugetier (5, 6, 7, 17, 9).  
6. Bayerischer Kurort (19, 10, 11, 24). 7. Ostpreussische Vogelbeobach-  
tungsstation (13, 25, 8, 12, 27). 8. Truppschau (46, 21, 49). 9. Diszi-  
plinlosigkeit (34, 50, 33, 48, 46). 10. Nordseelandschaft (40, 41, 35, 36).  
11. Deutscher Freistaat (46, 31, 32, 20, 44). 12. Stadt an der Elbe  
(21, 26, 47, 29, 18). 13. Griechische Seherin, Tochter des Priamos  
(23, 38, 39, 30). 14. Oberitalienische Landschaft (28, 14, 18, 16, 2).

## Geographisches Formenrätsel.



E. H.

Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben dieser Namen, die in der angegebenen Reihenfolge zu einem Aussprache von Young zusammengestellt werden sollen.

IV/47

## Rösselsprung.

|       |       |      |      |      |       |       |        |        |         |
|-------|-------|------|------|------|-------|-------|--------|--------|---------|
|       |       |      | he   | ar   | hän   | mit   |        |        |         |
| das   | wie   | beit | sen  | hört | walt' | der   | den    | zu     | beit    |
| saust | tet   | ho   | ges  | lied | rie   | wie's | spielt | dröhnt | rauscht |
| es    | lank  | hört | tönt | ü    | or    | ge    | es     | ar     | der     |
| flu   | disch | es   | es   | lied | schüt | grau  | hört   | hin    | nen     |
| schön | in    | der  | ber  | an   | wie   | gel   | tern   | e      | die     |
| ir    | hin   | fab  | bru  | un   | en    | ken   | keit   | schie  | den     |
| den   | no    | ter  | zeit | ri   | von   | den   | wän    | braust | wig     |

E. H.

\*

## Lösungen aus dem Märzheft.

### Karreerätsel.

(Gefällig geschügt.)

1. Zuber. 2. Unke. 3. Süden. 4. Honig. 5. César. 6. Sudeten.  
7. Lanz. 8. Mumie. 9. Chef. 10. Wunde. 11. Mime. 12. Harz.  
13. Eifer. 14. Star.

Es bedarf Genie, um seine Zeit zu wecken, Charakter, um sie dauernd umzuformen.

### Silbenergänzung.

Mantille, Urteilspruch, Sevilla, Salpeter, Institut, Sardine,  
Thymian, Ehefrau, Jkaros, Nemesis.

Muß ist eine harte Muß.

### Rösselsprung.

Das ist das alte Lied und Leid,  
Daß dir Erkenntnis erst gedeiht,  
Wenn Mut und Kraft verraten.  
Die Jugend kann, das Alter weiß;  
Du kaufst nur um des Lebens Preis  
Die Kunst, das Leben recht zu brauchen. Geibel.

### Verwandlung.

Ramin — Karmin.

### Geheimsschriftsprätsel.

Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein;  
dann ist Arbeit Gebet; dann bringt Arbeit Segen.  
Krupp.

Schlüssel: 1. Kapelle, 2. Burgen, 3. Heiligenstadt, 4. Montblanc.

### Zwei rätselhafte Gleichungen.

Richter, Hof, Ofen; Richtigofen.  
Bon, Gent, Lamm, per; Bogenlampe.

191

# Die Botanisierrommel

## enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingefangenen Spottvögel

„Tante, hier hast du eine Mücke, mach mir mal daraus einen Elefanten!“  
„Das kann ich doch nicht!“  
„Doch, Papa sagt, das machst du immer.“  
(Frankfurter Illustrierte.)

\*

Warnung: Hiermit wird bekanntgegeben, daß das Vieh in den Ställen nicht mit Zigarren oder brennendem Licht, sondern nur mit Laternen gefüttert werden darf.  
(Frankfurter Illustrierte.)

\*

„Ich möchte einen Trinkenapf für meinen Hund.“  
„Jawohl, gnädige Frau. Vielleicht diesen hier? Steht sogar drauf: Für den Hund.“  
„Das ist ganz überflüssig. Mein Mann trinkt nie Wasser, und der Hund kann doch nicht lesen.“  
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

\*

In der Elektrischen, die von Schwabing kommt, sitzt ein kleiner Junge, offenbar mit Schnupfen, denn er müht sich hörbar, seine Nase am Laufen zu hindern.  
„Hast'n Koan Sacktüch bei dir?“  
fragt ihn endlich ein graubärtiger Nachbar, dem das Geräusch auf die Nerven zu gehen scheint.  
„Dös scho“, kommt die Antwort, „oaber i borg's Sahna net!“  
(Koralle.)

\*

„Eine wunderschöne Melodie hat das Lied! Die muß ich mir merken!“  
„Na, mach dir doch 'n Knoten ins Taschentuch.“  
(Die Woche.)

\*

### Erlösung.

In dem Fenster einer Berliner Parterrenwohnung hing ein kleines Schild: „Klavier zu verkaufen.“ Kaum war das Schild eine halbe Stunde an seinem Platz, da sah man am Fenster der Nachbarwohnung ein Plakat erscheinen, darauf stand mit großen Buchstaben: „Hurra!“  
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

\*

„Was heißt denn das hier in deinem Ausgabenbuch, Schatz: W. n. 15.30 Mark?“  
„Das heißt: Weiß nicht.“  
(Humorist.)

\*

Großtante Laura ist aus der tiefsten Provinz zu Besuch gekommen. Der Fünfjährige wird ihr stolz vorgeführt. Mit Stielangen betrachtet er die große Granatbrosche, die funkeln an Tantes Halsketten prangt. Verwundert deutet Frischchen auf das Monstrum: „Aber Tante“, fragt er, „warum trägst du denn den Rückstrahler vorne?“  
(Berliner Illustrierte.)

### Redensart...

Der kleine Karl kommt mit der Benzinflasche:  
„Da, Onkel“, sagt er strahlend, „damit kannst du die Flecken aus der Bure rauskriegen!“  
„Flecken? Wieso Flecken?“ stammelt der Onkel und blüht bestürzt an sich herunter.  
„Mutti hat gesagt, du hättest dich beim Frühstück mal richtig in die Butter gekniet!“  
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

\*

### Mugienkunde.

Es regnete, und so geriet Busse ins Ägyptische Museum.  
Nacklos stand er vor einer Mumie, die, in linnene Bandagen gewickelt, in ihrem Sarkophag lag. Schließlich entdeckte er das Schildchen mit der Katalognummer II A/3524, und ein Blick des Verstehens erhellte seine Züge:  
„Ach, das ist wahrscheinlich die Nummer von dem Audo, was den armen Gerl so zugerichtet hat!“  
(Köln. Illustrierte Zeitung.)

\*

„Hör mal, mein Junge“, sagt der elegant gekleidete Herr auf der Straße zu einem Steppke, der mit seinem Koller spielt, „lauf doch mal schnell da hinten zur Ecke und hole mir eine Lare.“  
„Jawollja, so siehste aus! Und Sie gehn inzwischen mit mein Koller ab, was?“  
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

\*

### Kleine Geschichte vom lieben Gott.

Der Lehrer erzählte in der Schule den ganz Kleinen vom lieben Gott. Von seiner Allmacht und Güte, daß er alles weiß und sieht. Die Kleinen hören andächtig zu. Vor allem der kleine Werner findet die Erzählungen des Lehrers besonders spannend. Dieses Mal ist er jedoch nicht einverstanden. Nein, das ist verkehrt, was der Lehrer eben gesagt hat. Er hat nämlich erzählt, den lieben Gott könne man nicht sehen, und er weiß genau, daß man ihn doch sehen kann. Also hebt er das Händchen.  
„Na, Werner, was möchtest du denn?“  
„Ich habe den lieben Gott aber doch schon gesehen.“  
Alle Augen der kleinen Knaben wenden sich voll Staunen nach Werner, denn er weiß mehr als der Lehrer, der lächelt.  
„Dann erzähle uns doch mal, mein Junge.“  
„Letzten Sonntag waren Vater und ich in Krumpelsdorf, und da begegnete uns ein Mann mit langem weißem Bart, der sah so freundlich aus. Und als Vater den sah, da gab er ihm die Hand und sagte: „Lieber Gott, wie kommst du denn hierher?“  
Und Gott sagte:  
„Ich will mir die Neubauten hier draußen einmal ansehen.““  
(Blätter vom Hause Henkel.)

Wort im Bild: „Auf den Hund gekommen.“



Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4.40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergiffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives